

AR-Joem - 025-16

מצאי: 4480

כרטיס מצאי: 49656

מחשב: 54396

גליון של כתב העת

(MB) Mitteilungsblatt

ביטאון של "ארגון יוצאי מרכז

אירופה".

מס' 17 תאריך 29/4/1966

מסואה
MASSUAH

דשוואה
MASSUAH

MB bringt heute:

VICTOR KELLNER:
Die Besonderheit Israels

GE. LU.:
Europa und Israel

F. S. PERLES:
Zum neuen Vollmachtsrecht

Polnische Impressionen (II)

Aus Criticus' Tagebuch / Blick
in die Welt / Musik / Film /
und andere Beiträge.



דמי החזרה	שולם
מובטחים	ת"א-יפו
ת"א ת.ד. 1480	137

ידועות של ארגון עולי מרכז אירופה Wochenzeitung des Jrgun Olej Merkaz Europa

Tel-Aviv • POB 1480 • Jahrgang XXXIV • Nr. 17 • Preis 60 Ag. • 29. April 1966 • ט' אייר תשכ"ו

EUROPA UND ISRAEL

Das laufende Abkommen zwischen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und Israel hat noch ein Jahr Gültigkeit, aber die Wirtschaftsministerien beginnen bereits, sich auf die Verhandlungen für einen neuen Vertrag mit den europäischen „Sechs“ vorzubereiten. Ist es doch offenkundig, dass der bisherige Zustand für Israel unbefriedigend ist. Da sich die EWG mehr und mehr als eine Art Zollunion herausbildet, die ihre eigenen Interessen allen anderen gegenüber verteidigt, und mit dem Sieg Wilsons in England die Möglichkeit eines Beitritts von England erneut auf der Tagesordnung erscheint, muss Israel alles daran setzen, seinen Exportmarkt in Europa zu sichern. Die Erfahrungen mit dem Orangenexport des letzten Winters haben zwar die Befürchtungen, dass wir durch die sogenannten Präferenz-Preise empfindlichen Schaden leiden würden, diesmal noch nicht bestätigt, aber das lag an den guten Preisen und bedeutet noch keine Sicherung für die Zukunft. Ausserdem mehren sich die Anzeichen, dass auch Länder, die ausserhalb Europas liegen und nicht zu dem afrikanischen Block gehören, der aus seiner früheren Verbindung mit Frankreich Vorrechte geniesst, wie Nigeria, eine noch nicht klar formulierte Verbindung mit der EWG suchen. Damit hat Israel die Möglichkeit, auf parallele Fälle hinzuweisen, wo nicht europäische Länder mit den „Sechs“ in engere Verbindung treten. Das ist nicht nur eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern auch von politischer Bedeutung.

Es war daher wichtig, dass die Regierung die Anwesenheit ihrer Botschafter aus Paris, Bonn und Brüssel in Jerusalem benutzte, um die Aussichten und Bedingungen für eine engere Assoziation mit der EWG

zu beraten. Bei dieser Gelegenheit tauchten Projekte auf, die von weittragender Bedeutung für die israelische Wirtschaft sein können und schon jetzt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verdienen.

In den ersten Stadien der Verhandlungen mit der EWG würde der Eindruck erweckt, als ob sich unsere Interessen vor allem auf landwirtschaftliche Produkte, wie Orangen und Eier, beschränken. Jetzt wird es klar, dass wir auch an industriellem Export das grösste Interesse haben und nicht nur wegen unserer negativen Handelsbilanz. Europa und vor allem die Länder der „Sechs“ leiden unter Arbeitermangel und suchen daher Gelegenheit für auswärtige Kapitalinvestitionen und Sicherungen vor Inflation. Israel hat gerade heute, wo sich die Wirtschaft stärker „abzukühlen“ beginnt, als man es aus sozialen Gründen wünschen könnte, etwas zu bieten, was die entwickelten Industrieländer dringend brauchen, nämlich freie oder freizumachende Hände, die geschult und in den modernen Arbeitsprozess eingegliedert werden können. Schon lange hat man davon gesprochen, in Israel europäische Halbfabrikate fertigzustellen und wieder zu exportieren, jetzt untersucht man die Möglichkeiten, europäisches Kapital anzuziehen.

Sollten solche Möglichkeiten gefunden werden, so wären mit einem Schlage eine Reihe von Resultaten erzielt: eine neue Quelle von Investitionskapital würde erschlossen werden, die gerade heute, wo Reparationsleistungen zu Ende gehen und auch andere Geldquellen spärlicher fließen, besonders willkommen ist. Wir bekämen die Möglichkeit, eine Schicht von Arbeitern industriell zu schulen, die heute ohne genügende Ausbildung sind und ihnen damit nicht nur Verdienst zu ver-

schaffen, sondern sie auch mit besonderer Qualifikation auszustatten. Wir würden zugleich mit der Kapitalbeschaffung auch unsere Exportmärkte erweitern, denn die aus Europa kommenden Gelder würden zur Herstellung von Waren dienen, für die ein Markt geradezu automatisch garantiert ist. Wir würden schliesslich von der ökonomischen Isolierung befreit, die uns der latente Kriegszustand mit den Arabern aufzwingt.

Die Idee der ökonomischen Verknüpfung mit dem industriell entwickelten Europa erscheint also wie eine Art Ei des Kolumbus für das nach Entwicklung strebende Israel. Selbst wenn es jedoch gelingen sollte, mit der EWG zu einem Abkommen zu gelangen, das eine derartige Kooperation ermöglicht, so wäre erst einmal im Lande selbst eine Reihe von dringenden Fragen zu lösen. Die Ausbildung der Arbeiter ist nur das erste und nicht das schwierigste dieser Erfordernisse. Wir haben in dem letzten Jahrzehnt gesehen, dass bei geeigneter Anleitung der orientalische Einwanderer ein sehr guter Industriearbeiter werden kann, wenn er nicht durch unverantwortliche Propaganda und politische Ausnützung der antisozialen Instinkte verwirrt wird. Viel zu wenig Aufmerksamkeit wird der Notwendigkeit gewidmet, das Management modernen Bedingungen anzupassen. Wir wissen, dass es unmöglich ist, einen Sektor aus dem Gesamteinflussgebiet der Wirtschaft herauszuhalten, ihn konkurrenzfähig und produktiv zu gestalten, wenn zugleich andere Sektoren der Entwicklung nachhinken. Die Kooperation mit europäischem Kapital muss eine Annäherung der ökonomischen Leistung an das wirtschaftliche Niveau der europäischen Produktion auf der ganzen Linie mit sich bringen, wenn wir

wirklich konkurrenzfähig werden wollen. Unter diesen Umständen jedoch könnte die neue Konzeption den Beginn echter ökonomischer Unabhängigkeit bedeuten, über die so viel gesprochen und für die bisher so wenig getan worden ist.

Die Anziehung europäischen Kapitals heisst — wie in den letzten Wochen, vor allem durch den Besuch des Bundestagsabgeordneten Blumenfeld durchgesickert ist — in erster Reihe die von deutschem Kapital. Die Bundesrepublik ist gewillt, Israel Wirtschaftshilfe angedeihen zu lassen, aber nicht so sehr auf dem Wege von direkter Unterstützung oder Anleihen, sondern durch Kooperation mit israelischen Firmen bzw. Behörden. Man spricht von dem Bau einer Eisenbahn nach Ej-lath, von der Herstellung einer grossen Düngefabrik, die ihren Markt vor allem in Indien finden soll und noch von verschiedenen anderen Projekten. Israel werde damit Kapital erwerben und Herstellungsmethoden kennen lernen. Deutschland würde seinen Mangel an Arbeitern etwas verringern, einen Mangel, der zu Inflationsgefahr und zur Ueberfremdung zu führen droht. Hier haben wir es also mit einem Prozess des Gebens und Nehmens zu tun. Wenn er als Nebenprodukt israelischen Waren den Eingang in die Märkte der EWG öffnet, so wäre ausserdem eines der wichtigsten Ziele der israelischen Wirtschaftspolitik erreicht.

Voraussetzung für die Durchführung dieser Pläne ist selbstverständlich Takt und vorsichtige Behandlung der Angelegenheit von beiden Seiten. Dass Israel auch heute in allen Kontakten mit Deutschland empfindlich ist, sollte keinen überraschen. Gerade deswegen sollte man alle Projekte mit Kühle aber auch Objektivität prüfen.

GE. LU.

WIRTSCHAFT

Der Anbau von Tabak wird im laufenden Jahre auf 40.000 Dunam erhöht, 2000 Dunam mehr als im vorigen Jahr.

Der Preis für ausländisches Gefrierfleisch wurde für den Verbraucher um 50 bis 80 Aguroth pro kg erhöht.

Die Regierungssubsidien für Eier wurden um 1 Agura pro Ei erhöht.

Die Direktion der amerikanischen Coca-Cola Gesellschaft hat sich bereit erklärt, eine Konzession für die Herstellung und den Vertrieb für Coca-Cola für Israel zu vergeben; ein diesbezügliches Abkommen wurde mit einer amerikanischen Finanzgruppe unterzeichnet.

Das staatliche Investment Centre genehmigte im I. Quartal d.J. Industrie-Investitionen für IL 40 Millionen, 50% weniger als in der gleichen Zeit des Vorjahres.

Dr. N. Wydra (der ehemalige Direktor von „ZIM“) hat in Gemeinschaft mit Dr. R. Hecht, Haifa, eine neue Schiffahrtsgesellschaft „El Zion“ gegründet.

Die Verkäufe im israelischen Einzelhandel (mit Ausnahme von Lebensmitteln) vor den Pessachfeiertagen waren 15% geringer als im Vorjahre.

Die israelischen Bauunternehmer verlangen Anleihen in Höhe von IL 15 Millionen, um die Entlassung von Bauarbeitern in grossem Ausmass zu verhindern.

Im Jahre 1965 erhöhte sich der industrielle Stromverbrauch um 9,9 Prozent.

Der Aufsichtsrat des Jüdischen Nationalfonds genehmigte das Budget für das neue Finanzjahr in Höhe von IL 56,7 Millionen; u.a. sollen in diesem Jahre 15.000 Dunam Boden kultiviert, vier Millionen Bäume gepflanzt und 90 km Strassen in isoliert liegenden Gebieten des Landes gebaut werden.

Nach einer Unterbrechung von sieben Jahren wurden für die französischen Renault-Autos wieder Import-Erlaubnisse erteilt. Die französischen Werke haben sich verpflichtet, Auto-Ersatzteile israelischer Produktion im Werte von 10% des Gesamtimportes, der nach Israel kommt, zu bestellen.

FINANZEN

Die Vereinigten Staaten bestätigen die zur Verfügungsstellung von \$ 34 Millionen Lebensmittellieferungen und eine Entwicklungsanleihe von \$ 20 Mill. in dem neuen amerikanischen Budget-Jahr, das am 1. Juli 1966 beginnt. Die Lebensmittellieferungen werden zu 25% in Dollars, zu 75% in israelischer Währung bezahlt. Die Entwicklungsanleihe wird in zwei Teilen gegeben: \$ 10 Millionen seitens der Regierung mit 3,5% Zinsen und die anderen \$ 10 Millionen seitens der Import-Export-Bank mit 5 1/2% Zinsen.

Im vorigen Jahre betrug die USA-Beihilfe an Israel \$ 58 Millionen.

Der Barmittelumlauf stieg in der vergangenen Woche um etwas über IL zwei Millionen auf IL 757 Millionen.

USSENHANDEL

Bis zum 18. April wurden über den Haifaer Hafen 11 Millionen Kisten Zitrusfrüchte exportiert.

Aus Criticus Tagebuch

ISRAEL UND DER OSTEN

Eine Reihe von Vorgängen der letzten Zeit deutet darauf hin, dass auf dem Gebiete der Beziehungen zwischen Israel und der kommunistischen Hälfte Europas eine gewisse Bewegung eingetreten ist. Das Gespräch zwischen Ministerpräsident Eschkol und dem russischen Botschafter Chuvakkin war allem Anschein nach der Frage der gesamten Beziehungen zwischen den beiden Ländern gewidmet und wurde im Geiste gegenseitiger Offenheit geführt. Diese Tendenz wurde auch noch durch die Geste unterstrichen, die in dem Empfang des Botschafters durch den Staatspräsidenten zu sehen ist. In den gleichen Tagen traf Konstantin Siminov in Israel ein, der zu den bekanntesten russischen Schriftstellern gehört und als einer der Sekretäre des russischen Schriftstellerverbandes eine wichtige öffentliche Funktion bekleidet. Sein Besuch reiht sich an die vorangegangenen Besuche russischer Künstler in Israel an, wenn er auch insofern einen etwas anderen Charakter trägt, als es sich dabei nicht so sehr um die Präsentation russischer Kunst vor dem israelischen Publikum handelt als um eine Kontaktnahme mit Kreisen des israelischen geistigen und politischen Lebens, die dazu dienen soll, dem russischen Gast einen unmittelbaren Eindruck von unserem Lande und seinen Problemen zu geben.

In die gleiche Linie fällt die Absicht von Aussenminister Aha Eban, in Warschau eine Zusammenkunft der israelischen Botschafter in den osteuropäischen Ländern zu veranstalten und bei dieser Gelegenheit auch mit dem polnischen Aussenminister Rapaeki zusammenzutreffen, der vor allem auf dem Gebiete der europäischen Politik in der Vergangenheit mehrfach eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Diese Initiative unseres Aussenministers und das positive Echo aus Warschau, das den Besuch in der geplanten Form möglich macht, können als ermutigende Zeichen dafür gedeutet werden, dass dort Bereitschaft besteht, die Beziehungen zu unserem Lande enger zu gestalten, als dies in der Vergangenheit vielfach der Fall war. Schliesslich ist in diesem Zusammenhange auch noch zu erwähnen, dass der Gouverneur der Bank of Israel demnächst Budapest als Gast der Ungarischen Nationalbank aufsuchen wird.

Wir wollen uns gewiss keinen Illusionen darüber hingeben, dass diese Kontakte eine grundsätzliche Änderung in der weltpolitischen und der weltwirtschaftlichen Stellung Israels einleiten könnten. Wir sind schicksalhaft wie auch nach Willen und Charakter der überwältigenden Mehrheit unseres Volkes mit dem Westen und seinen Vorstellungen verbunden. Dies aber muss nicht bedeuten, dass wir zu den kommunistischen Staaten beziehungslos oder gar feindselig eingestellt sind. Wir haben die Tatsache

zur Kenntnis zu nehmen, dass ihr Einfluss, allen voran derjenige Sowjet-Russlands, auch in unserem Weltbezirk nicht mehr übersehen werden kann, ja dass er wohl weiter im Wachsen ist. Dies ist eine der grundlegenden Tatsachen unserer Existenz als Staat und Nation, deren Bedeutung in dem Masse steigt, in dem es deutlich wird, dass auch die westliche Welt immer ernster sich darum bemüht, zu einem Abbau der Spannungen und der daraus resultierenden Gefahren in ihren Beziehungen zur kommunistischen Sphäre, vor allem was Europa anbelangt, zu gelangen. Wir haben auch noch das weitere Interesse, dass innerhalb des kommunistischen Bezirkes ein erheblicher Teil unseres Volkes lebt, dessen Sachwalter wir zwar ebenso wenig sind wie etwa der amerikanischen oder westeuropäischen Judenheit, um deren Schicksal als Juden wir jedoch verständlicherweise Sorge empfinden. Mit Recht hat gerade in diesen Tagen Dr. Nachum Goldmann darauf hingewiesen, dass es sich insbesondere bei der grössten Gruppe, um die es hier geht, den Juden Sowjet-Russlands, nicht um das Problem antisemitischer Verfolgung handelt, sondern um die Gefahr, dass diese Juden aufhören könnten, als Juden zu existieren. In dieser Hinsicht liegen die Dinge wahrscheinlich in den kommunistischen Ländern noch weit ärger als in denen des demokratischen Westens, obwohl auch dort das Problem der Auflösung des Judentums trotz der Existenz des Staates Israel besteht. Umso mehr gilt es, freundschaftliche Kontakte zu suchen, die Möglichkeit auszunutzen, die etwa darin liegt, auch in der kommunistischen Vorstellung ein Empfinden für die Besonderheit des jüdischen Problems wach werden zu lassen. Das ist durch Fühlungnahme aller Art denkbar, wenn auch nicht durch Agitation und Methoden des ständigen Protestes, die auf der sich mit Recht sehr stark fühlenden Gegenseite nur verstärkte Ablehnung und Misstrauen gegen die hinter einer solchen Propaganda stehenden Motive auslösen können. Es ist umso begriffenswerter, dass allem Anschein nach dieser von dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses seit Jahren geförderte Zugang zu dem Problem jetzt auch mehr und mehr von den offiziellen Instanzen Israels sich zu eigen gemacht wird. Zu wünschen bleibt, dass dies in unserer öffentlichen Meinung wie auch in der Haltung jüdischer Organisationen der Diaspora, vor allem in Amerika, zum Ausdruck gelangt. Hierbei geht es in gleichem Masse um ein allgemeines jüdisches Interesse an der Erhaltung lebendigen jüdischen Lebens innerhalb des kommunistischen Bezirkes wie um die Frage der Position, die Sowjet-Russland Israel gegenüber in seinen unmittelbaren politischen Problemen einnimmt, die für die Sicherung seiner Existenz entscheidend sind.

EIN BEMERKENSWERTER RÜCKTRITT

Der Rücktritt von Prof. Ernst David Bergmann von der Leitung der Atomenergie-Kommission Israels ist ein Vorgang, der in jedem Staate grosses Aufsehen erregt hätte. Man kann nicht leugnen, dass unsere Öffentlichkeit nur sehr unvollkommen darüber orientiert ist, welche Motive Prof. Bergmann, dessen wissenschaftliche Bedeutung und dessen Leistung auf dem ihm

übertragenen Gebiete ausser allem Zweifel stehen, zu diesem Schritt veranlassen haben. Auch ein von ihm gegebenes Interview hat keine rechte Aufklärung gebracht, während gleichzeitig von oppositioneller Seite behauptet wurde, politische Gründe hätten ihn zum Rücktritt gezwungen. Wie dies nun immer liegen mag, derjenige Teil der Bevölkerung, der empfindet, dass es bei

AUS STÄDTEN UND SIEDLUNGEN

Am 20. April fand in Akko die feierliche Einweihung der von Sir Isaac Wolfson gestifteten und nach ihm benannten Neuwanderer-Siedlung „Kirjath Wolfson“ statt.

Gleichzeitig wurde auf dem Gelände der Realschule in Haifa ein neues Schulgebäude auf den Namen von Sir Isaac Wolfson eingeweiht.

In Bajith weCan bei Jerusalem wurde am 19. April die grösste höhere Fachschule im Lande eröffnet. Diese Schule ist für 600 Schüler, davon 500 im Internat, im Alter von 13—24 Jahren bestimmt — und soll Feinmechaniker, Elektrotechniker, technische Zeichner, Graphiker, Drucker und Tischler ausbilden. Dem Institut ist eine Jeschiwa angeschlossen. Das Gelände der Schule umfasst 40 Dunam, auf dem fünf moderne geräumige Gebäude von je zwei Stockwerken stehen; diese fünf Gebäude erforderten mit ihrer allermodernsten Ausrüstung eine Investierung von bisher zwei Millionen Dollar.

In Rosch Haajin wurde ein Lady Wolfson-Jugendzentrum „Beth Edith“ eingeweiht.

KULTUR

Die diesjährigen Israelpreise erhielten: für Jüdische Wissenschaften Professor Schloomo Moras für sein Buch „Das Hebräisch der Juden des Jemen“; für Thora-Literatur Rabbi Jizchak Ariele für sein Serienwerk: „Ejrajim lamischpach“; auf dem Gebiete der humanistischen Sprachwissenschaft Prof. Hans Jacob Polotsky für sein Lebenswerk auf sprachwissenschaftlichem Gebiet; für Naturwissenschaften Prof. Mosche R. Bloch, während der Architekturpreis gemeinsam an Prof. Alfred Mansfield und Debra Gaf für ihre Entwürfe des Israel-Museums gingen.

der Frage der Entwicklung der Atom-Energie auch in Israel ein grundlegendes Problem unserer Zukunft geht, ist über diesen Vorgang und das ihn umgebende Geheimnis mit Recht beunruhigt. Gewiss können unter den Bedingungen unserer Zeit Einzelheiten der Atomentwicklung in technischer und in mancher anderen Hinsicht nicht öffentlich erörtert werden. Hier handelt es sich jedoch um eine Personalfrage von nicht geringerer Bedeutung als etwa bei dem Rücktritt eines Ministers. Auch wenn man akzeptieren muss, dass Vieles auf diesem Gebiete in der Öffentlichkeit nicht darstellbar ist, so sollte doch unser Publikum über die grundsätzlichen Probleme informiert werden, die in diesem Zusammenhange zur Diskussion stehen, wie es in jedem Lande der westlichen demokratischen Welt der Fall ist. Dies erscheint umso angebrachter, als gerade jetzt in New York das Problem Israels in einer Fernseh-Sendung behandelt worden ist und zwar in einer nicht unbedingt für uns erwünschten Form. Überhaupt kann man sich in der Welt aus vielen Quellen, aus Zeitschriften, Zeitungen und Büchern, über dieses Gebiet informieren, vielleicht nicht immer richtig, aber jedenfalls doch in grossen Zügen, während unser eigenes Volk in einer Frage von Lebensbedeutung auch dann im Dunkeln gelassen wird, wenn es wahrscheinlich möglich wäre über Vorgänge Aufklärung zu geben, deren Unkenntnis nur zu unnötiger Beunruhigung führt.

DIE BESONDERHEIT ISRAELS

Was mit der Überschrift dieses Aufsatzes gemeint ist, kann nur umschrieben werden. Es ist das, was dem neuen Israel seinem nationalen und staatlichen Aufbau, seiner werdenden Gesellschaft eigen ist, zum Unterschied von anderen Ländern und Staaten, das, was seinen besonderen Zauber und seine ungewöhnliche Anziehungskraft ausmacht, sein Positives und Einmaliges, das in dieser Form kaum irgendwo seinesgleichen hat. Auch der schärfste Kritiker aller vorhandenen Mängel und Gebrechen und der radikalste Weltverbesserer, der unter den vielen Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten unseres Lebens schwer leidet, kann sich dem Reiz dieses Neuen und Einzigartigen nicht entziehen. Ein jeder von uns spürt es besonders deutlich dann, wenn er nach längerer Abwesenheit in dieses sein Land zurückkehrt und nun konkret wieder all das erfährt, wonach er sich, oft ihm selbst unbewusst, gesehnt hat.

WORIN BESTEHT DIE BESONDERHEIT?

Zunächst ist es wohl das Erlebnis der wiedergewonnenen Heimat, das ihn beglückt und das all die Schönheit und Grösse der Fremde zurücktreten lässt, der Heimat in all ihrer realen und vitalen Wirklichkeit, die ihm nun wieder zur lebendigen Gegenwart wird. Dieses unmittelbare Heimatserlebnis wird einem Juden der Diaspora dem Land gegenüber, in dem er zuhause ist, bei all seinem Patriotismus kaum jemals so zuteil werden. Und darüber hinaus gibt sich in solchem Erlebnis dem Israeli auch ein Geistiges, ein Weltanschauliches kund, das in fernster Vergangenheit wurzelt und in fernste Zukunft weist.

Wir empfinden alle dieses Weltanschauliche zunächst im rein Menschlichen, in all dem, was die Stämme Israels trotz der Mannigfaltigkeit von Umwelt und Kultur, die sie von einander scheidet, zu einer oft mehr ersahnten und gemateten schon erlebten und gebotenen Einheit zusammenfügt. Dieses Menschliche erschliesst sich nicht allein dem, der in Israel lebt, sondern auch dem fremden Besucher und es beeindruckt ihn oft weit mehr und tiefer als die Leistung Israels, die er bewundert. Tradition und Schicksal haben Anteil an ihm; sie haben es anders und vielleicht tiefer entwickelt als bei anderen Völkern, im Positiven sowohl wie in dem nicht zu leugnenden Negativen. Es lässt sich nicht definieren, aber wir alle fühlen es in einer stärkeren Verbundenheit miteinander — und mit allen Menschen — und in einem Verpflichtetsein, das über bloss Höflichkeit und gute Lebensform weit hinausgeht, während wir andererseits alle Teilnahmslosigkeit oder gar Herzensroheit als Schuld empfinden. Solche Verbundenheit und solches Verpflichtetsein besteht in Israel trotz all der Zerrissenheit, all dem Zaun und Streit, die ein Erbteil unseres Volkes sind.

VOLK UND INDIVIDUUM

Träger nationaler Moral wie menschheitlichen Wertes ist bei uns seit jeher das Volk, an das zunächst das sittliche Gebot ergeht, ein heiliges Volk zu sein. Inmitten des Volkes hat der Einzelmensch seinen Wert und seine Verantwortung. Um meinetwegen ist die Welt geschaffen worden — dieser kühne Satz unserer Weisen ist Ausdruck

des Einmaligen und Höhermenschlichen, das jeder einzelne Mensch verkörpern soll. Das Volk ist für den Juden nicht bloss eine nationale Gemeinschaft, in die er hineingeboren wird, sondern zugleich auch eine Gemeinde, die ihn moralisch-religiös verpflichtet. Hinter dem organischen Gebilde des Volkes treten alle organisatorischen Gesellschaftsformen, wie Parteien und Interessenverbände, zurück, ja selbst der Staat, bei all der Bedeutung, die er für uns besitzt.

DER KIBBUZ

Eine ganz besondere Stellung nimmt in Israel das neue gesellschaftliche Gebilde des Kibbuz ein, in dem über alles rein Zweckhafte hinaus die menschliche Beziehung gepflegt und die Verpflichtung des einzelnen Mitglieds gegenüber dem Chawer und der ganzen Gemeinschaft besonders stark empfunden wird. Aus äusserer Not und innerer Notwendigkeit geboren, ist er trotz seines spürbaren Niedergangs bei uns noch immer die Gemeinschaftsform, in der das Leben in der menschlichen, der sozialen und der nationalen Verantwortung am überzeugendsten in Erscheinung tritt.

Wie der Kibbuz auf Fremde wirkt, das kann man bei den vielen Gruppen von jungen Menschen verschiedener Nationen feststellen, die in den letzten Jahren immer von neuem durch Wochen als Arbeiter sich mit seinem Leben verbinden; nicht wenige von ihnen fühlen sich so angezogen, dass sie für die Dauer bleiben und nicht wieder zurückgehen. Schreiber dieser Zeilen lernte vor kurzem in einem Kibbuz einen führenden Menschen der norwegischen Gewerkschaften kennen, der vom Leben des Kibbuz zutiefst beeindruckt war und der spontan erklärte, er werde in seiner Heimat Israel Freunde werben.

Wohl ist die Wirklichkeit des Kibbuz nicht immer eine ideale. Auch werden ihm von sachlich zuständigen Menschen auf Grund von Tatsachen trübe Prognosen gestellt. Wer aber aus der jüdischen Geschichte weiss, wie ähnliche Bewegungen im jüdischen Volke immer wieder entstanden sind, der darf mit den Trägern der Kibbuzbewegung glauben und hoffen, dass der Kibbuz aus dem Leben unseres Landes nie verschwinden wird, weil er jenseits aller bloss wirtschaftlichen Funktion einem Urtrieb der jüdischen Seele seinen Ursprung verdankt.

NEUE GESELLSCHAFTSFORMEN

Man hört von Menschen, deren Weltbild weitgehend von wirtschaftlichen Gegebenheiten bestimmt ist, immer wieder das Schlagwort von der Massengesellschaft, deren Auswirkungen sich Israel nicht entziehen könne. Dem Individualismus von gestern wird der Gruppeneinst von heute entgegengestellt. Die heroische Periode sei, so sagt man, für immer vorüber. Die Massengesellschaft erfordere neue Lösungen. Dazu kommt der wiederholte Hinweis auf die Technik, die richtig funktionieren müsse. Sie erfordere eine den modernen Lebensformen entsprechende Erziehung. Technische Funktionsfähigkeit und ethische Haltung stünden in engstem Zusammenhang. So Gerda Luft, die in solchem Zusammenhang von einer vermehrten Verantwortung des Ein-

zelnen für das Wohlergehen der Gesamtheit spricht (siehe MB Nr. 27 vom 2. 7. 1955).

DIE WAHRE ETHIK

Das alles ist zum grossen Teil unlegbar richtig, und man muss bei der Planung des menschlichen Zusammenlebens dieser neuen Entwicklung weitgehend Rechnung tragen. Allerdings mit einer wesentlichen Einschränkung: die Massengesellschaft darf nicht fatalistisch als unabwendbares Schicksal angesehen werden. Auch vom rein wirtschaftlichen Standpunkt werden wohl immer wieder kleinere Wirtschaftseinheiten zweckentsprechender und lukrativer sein als Riesenunternehmen. Weit wesentlicher aber ist, dass eine Ethik, die auf der Technik oder der Wirtschaft allein basiert, keine Alleingeltung beanspruchen darf. Die letzten Ziele einer Gesellschaftsplanung müssen von einer Ethik bestimmt sein, die sich auf absolute Werte gründet, wie Kameradschaft, Menschenliebe, soziale Gerechtigkeit, Opferbereitschaft, gegenseitige Hilfe und ähn-

liches. Alle diese Werte sind nicht sekundär, nicht Funktionen von Wirtschaft und Technik, sondern bestehen neben ihnen und jenseits ihrer und wirken auf sie zurück. Die neue Entwicklung wird sie nicht entwerfen und nicht entmachten. Wohl haben Wirtschaft und Technik ihr Eigenleben und unterliegen einer ihnen immanenten Gesetzmässigkeit. Aber nicht sie sind es, die dem Leben von Individuen und Gemeinschaften die letzten Ziele setzen. Die Existenz des jüdischen Volkes wurde immer nur durch die stets erneute Besinnung auf die Besonderheit Israels möglich, die bewahrt und entfaltet wurde konform der Wirklichkeit, soweit dies tunlich war und gegen sie, wann immer sie diese Besonderheit bedrohte.

Wir alle spüren die Krise, in der wir heute leben. Sie zu überwinden, bedürfen wir einer neuen Besinnung auf unsere Besonderheit und einer erneuten Aktivierung jener sittlichen Kräfte, durch die wir unser Land aufgebaut haben.

VIKTOR KELLNER

Exil und Befreiung

Wer die meist so bitter traurigen Bücher der lettischen Dichterin Zenta Maurina kennt, wird sich mit dem zweiten Band ihrer „Schwedischen Tagebücher“ — „Jahre der Befreiung“ (Verlag Dietrich, Memmingen) herzlich freuen.

Diese hochbegabte, sehr belebte Frau, vergleichende Literatur-Historikerin, von Jugend auf dreisprachig erzogen, schreibt deutsch und lettisch. Sie ist von Kind auf infolge von Poliomyelitis an den Rollstuhl gefesselt, hat mit ungeheurer Energie ihr Gymnasial- und Hochschulstudium durchgeführt, sah ihre Heimat den Nazis und später den Russen ausgeliefert und floh schliesslich nach Schweden.

Das vorliegende Tagebuch reicht von 1951 bis 1958. Es beschreibt die Not der Fremde, physisch wie psychisch für die Behinderte besonders verschärft, erzählt von Begegnungen mit Büchern und Menschen, von Vortragsreisen nach Deutschland und der Schweiz, wo sie die für den Schaffenden so notwendige Anerkennung fand; manchmal erzählt sie mit trockenem Humor, wie begeisterte Bewunderer Versprechungen machten, die sie nicht ernst meinten. So gab es Leute, die von ihrer wenig erfreulichen ersten Wohnung in Uppsala hörten, einer finsternen Kammer ohne Bequemlichkeiten und die ihr im warmen Süden herrliche Flachhäuser ohne jegliche Treppen bauen wollten. Einer solchen Dame antwortete einst ein treuer Freund der Maurina Albatros, dessen Fürsorge und Auto sie verdankte, dass sie überhaupt solche Reisen unternehmen konnte: „Danke, aber wir haben schon eine ganze Stadt.“

Es ist erfreulich zu verfolgen, wie sich mit den Jahren ihre Bitterkeit löst, wie sie in Schweden nicht nur „Stein und Granit“ sieht, sondern auch liebliche, herzlich und reizend geschilderte Landschaften. Als endlich ihre Bücher ins Schwedische übersetzt werden, schmilzt die Eiskruste vollends, so dass schliesslich in einem Gespräch mit einem französischen Arzt die Worte fallen, von ihr selbst gesprochen, „die so sympathischen Schweden“. Ja, als man ihr in Nizza den Eintritt ins Theater und ins Kino mit

dem Rollstuhl verwehrt, sagte sie: „Ich habe Sehnsucht nach Schweden. Nach der sauberen ehrlichen Art des Nordländers, nach seinem korrekten Verhalten den Mitmenschen gegenüber. Selbst die verrufenen Halbstarke sind in Uppsala freundlicher.“

Dieses Nizza ist in vieler Hinsicht eine Enttäuschung. Sie hat immer eine fast krankhafte Sehnsucht nach dem Süden gehabt, wie so viele Menschen, besonders Halbinvaliden, die in einem regnerischen, kalten Klima leben müssen. Endlich, 1958, werden alle Schwierigkeiten überwunden und sie fährt in den ersehnten Süden. Aber, ach, es ist März, kalt, windig, trüb und regnerisch, sie wohnt mitten in der unschönen Stadt, und dazu erkrankt sie!

Auf ihren Vortragsreisen gewinnt sie viele neue Kontakte, wird mit Blumen überschüttet, findet Anerkennung und neue Freunde. Ihre Korrespondenz mit Lesern nimmt überhand, und schliesslich kann sie sich eine Sekretärin leisten.

Für die Juden hat sie öfters freundliche Worte, trotzdem ist sie aufs höchste betroffen, als eine sonst geradezu überschwengliche Rezension ihres autobiographischen Romans „Das Wagnis“ nebenbei (fälschlich) erwähnt, sie sei Jüdin. Sie bekommt auch an diesem Tage eine Reihe „ansetzter Telefonanrufe“. Man meint, sie habe sich „aus Berechnung als Jüdin ausgegeben“. Welch ein seltenes und merkwürdiges Kompliment für uns!

Wer Bekenntnisbücher gerne liest, wird an diesem schön geschriebenen und ein reiches, warmes Innenleben schildernden Buche gewiss Freude haben.

PAULA ARNOOLD

Redaktion: Tel-Aviv, Rambamstr. 15, POB 1480, Tel. 614411. Anzeigenannahme: Etlinger's Advertising, Tel-Aviv, 70, Allenby Rd., Tel. 613344. Anzeigenannahme in Jerusalem: H. Sturmann, Tel. 33435. Herausgeber: Eilon Ltd., Tel-Aviv, Rambamstr. 15. Verantwortlich: Dr. H. Tramer, Tel-Aviv. Registriert als Zeitung beim Hauptpostamt Jerusalem. Druck: Blumenthal's Printing Press, Tel-Aviv.

Recht und Gesetz

Zum neuen israelischen Vollmachtsrecht

Im Rahmen der Reform des israelischen Bürgerlichen Rechts ist als erstes Teilstück am 23. Oktober 1965 das Vollmachtsgesetz in Kraft getreten. Zugleich haben die diesbezüglichen Vorschriften der „Mejelle“, des türkischen Bürgerlichen Gesetzbuches, ihre Gültigkeit in Israel verloren, wobei nebenbei bemerkt werden darf, dass in der heutigen Türkei die Mejelle schon vor knapp vierzig Jahren durch ein Gesetz nach dem Muster des Schweizerischen Zivilgesetzbuches ersetzt worden ist.

Unser Gesetz stellt in der Definition klar, dass „Vollmacht“ die Verleihung der Befugnis an den Bevollmächtigten ist, namens des Vollmachtgebers gegenüber einem Dritten Rechtshandlungen vorzunehmen, wobei die Bevollmächtigung, je nach den Umständen, schriftlich, mündlich oder aber auch nur durch das Verhalten oder selbst durch Schweigen des Vollmachtgebers ohne Worte erfolgen kann. Der Dritte kann jedoch die Vorlage einer schriftlichen Vollmacht und die Überlassung einer Abschrift verlangen. Auch die Frage der Vertretung ohne Vertretungsmacht ist im Gesetz in einer Weise geregelt, wie dies im modernen Geschäftsleben nötig ist. Es ist auch bestimmt, dass Vollmachten grundsätzlich widerruflich sind, und dass sie (außer wenn das Gegenteil bestimmt ist) nicht die Befugnis zur Erteilung von Untervollmachten enthalten und auch nicht die Befugnis zum Selbstkontrahieren.

Ausser den Wirkungen der Vollmacht gegenüber dritten Personen regelt unser Gesetz auch das Innenverhältnis zwischen Vollmachtgeber und Bevollmächtigtem. Es sind dies Vorschriften, die in erster Linie zum Vertragsrecht gehören und die z.B. im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch in den Abschnitten über Auftrag und Geschäftsführung ohne Auftrag behandelt sind. In diesem Zusammenhang haben bei uns die Treupflicht des Bevollmächtigten wie auch sein Anspruch auf Erstattung seiner Aufwendungen ihre Regelung gefunden.

Bei der Vorbereitung des Gesetzes sind offensichtlich Gedanken des Jüdischen Rechts einerseits und Auffassungen des deutschen bürgerlichen Rechtes andererseits berücksichtigt worden.

Nachdem die Vollmacht nunmehr eindeutig als blosser Vertretung einer Vertretungsbefugnis definiert ist, muss man sich darüber klar

Der Index der von der verflochtenen Knesseth in ihrem letzten Jahr 5725 (1964/65) verabschiedeten Vorlagen enthält nicht weniger als 79 Gesetze in 33 Heften der Gesetz-Sammlung und darunter allein fünfzehn über steuerliche und finanzielle Angelegenheiten. Drei Gesetze behandelten konstitutionelle Fragen, vor allen die Vorschriften über die kontinuierliche Behandlung von Gesetzesvorschlägen im Falle des Wechsels von einer Knesseth zur nächsten. Elf Gesetze beziehen sich auf Verwaltung und Planung, darunter das Gesetz über die Liquidierung von Stüms, das 46 Seiten füllende Gesetz über Planung und Bauwesen, das am 12. Februar 1966 in Kraft getreten ist, sowie die Neu-

sein, dass die Erteilung einer Vollmacht als solche weder an den Bevollmächtigten noch an Dritte Rechte überträgt, dass also die Ansicht, man könne zum Beispiel ein Grundstück „durch“ eine unwiderrufliche, vom öffentlichen Notar beglaubigte Vollmacht erwerben, durchaus falsch ist. Wenn z.B. der Verkäufer einer Wohnung nach Erteilung einer solchen Vollmacht in Konkurs geht, gehört die Wohnung in die Konkursmasse, und der Käufer hat keine Sicherheit, dass er mit der Aussonderung der Wohnung Erfolg haben werde. Und wenn der Verkäufer Schulden hat, sind die Gläubiger des Verkäufers durch die unwiderrufliche Vollmacht in keiner Weise gehindert, die Wohnung zur Befriedigung ihrer Forderungen zu pfänden; denn trotz der Vollmacht gehört die Wohnung weiter dem Verkäufer, und der Käufer ist gegenüber den Gläubigern nicht dadurch geschützt, dass die Wohnung ihm gebührt, vielmehr ist er auch nur ein Gläubiger des Verkäufers.

Auf der anderen Seite ist die Bevollmächtigung das geeignete und stets zu empfehlende Mittel, durch das ein Vollmachtgeber für Situationen vorsorgen kann, in denen er wegen Krankheit oder Abwesenheit nicht selbst handeln kann. Es muss nicht immer gleich eine notarielle Generalvollmacht erteilt werden. Oft wird ein einfaches Schreiben genügen, das sich auf einen spezifischen Fall oder Fragenkomplex bezieht.

Eine besondere Situation gibt es gegenüber Banken. Man kann in Israel durch spesenfreie Unterzeichnung eines bei Banken üblichen Formulars einer oder mehreren Personen, zu denen man Vertrauen hat, Vollmacht zur Verfügung über Guthaben und deponierte Werte und sogar über ein Safe erteilen. Man kann dies schon machen, wenn man die Geschäftsbeziehungen mit einer Bank eröffnet, und es ist nicht einmal zwingend notwendig, den Bevollmächtigten zu verständigen. Es ist aber dann vorgesehen, dass man im Bedarfsfall, wenn man verreisen oder ein Krankenhaus aufsuchen muss, den Bevollmächtigten (z.B. Ehegatten oder Kinder) verständigen und ihm die nötigen Anweisungen erteilen kann. Im Gegensatz zum „und/oder-Konto“, bei dem der andere Mitinhaber des Kontos wird, verleiht die Bevollmächtigung nur die Verfügungsbefugnis gegenüber der Bank und im Interesse des Vollmachtgebers selbst.

regulierung des Meldewesens, die am 1. August 1966 in Kraft treten wird. Auch das Zivilrecht ist einmal vertreten, wobei das Erbgesetz und das Gesetz über Vertretung und Vollmacht sowie das Gesetz über ible Nachrede am wichtigsten erscheinen. 15 Gesetze betreffen Sozialrecht, darunter Nationalversicherung sowie Pensionen und Renten, insbesondere für Kriegsoffiziere. Acht Gesetze beziehen sich auf Post und Verkehr. Schliesslich ist noch die neue Strafprozessordnung zu erwähnen, die in Israel seit dem 15. Januar 1966 gilt, sowie die Aufhebung der noch aus der Mandatszeit stammenden Verordnungen über Kollektivstrafen.

Dr. F. S. PERLES

ZUR VERTEILUNG DES „PRAS - HA'AWODA“

Der vor der Histadruth ausgesetzte „Preis der Arbeit“ wird an Persönlichkeiten — Einzelne oder Arbeitsgruppen — in Anerkennung hervorragender Arbeitsleistung vergeben. Dabei ist die Durchführung bahnbrecherischer Aufgaben bestimmend. 120 Vorschläge für die Preisverteilung lagen diesmal der entscheidenden Kommission vor, von denen nach sorgfältiger Prüfung 21 ausgewählt wurden. Unter ihnen ist Mia Neter, der der Preis am 14. IV. 1966 in Beer-Scheva überreicht wurde.

Als Interviewer sie nach ihrer Herkunft und den Hauptereignissen ihres Lebens fragten, antwortete sie: „Ich bitte Sie, nur über „Mataw“, den Hauspflegerinnen-Verband, als dessen Vorsitzende ich für den Preis vorgeschlagen wurde, zu schreiben. Seine Entwicklung und seine Leistung sind von Bedeutung, nicht ich als Persönlichkeit. Der Verband hätte auch ohne mich bestehen können.“ Den letzten Satz sagte sie etwas zögernd; denn ihr unbedingter Wahrheitssinn liess sie sich selber fragen: „Ist es so?“ Sie dachte an diese acht Jahre seit der Begründung von „Mataw“, Jahre einer ununterbrochenen Inanspruchnahme, eines ständigen Ringens um Ausbau und Vervollkommenung, ja um den Bestand des Verbandes, um Schulung und besten Einsatz der Hauspflegerinnen, um die organisatorische und administrative Ausgestaltung nach Einbeziehung neuer Zentren. Sie dachte vor allem an den aufreibenden, niemals abgessenen Kampf um die Budgetierung...

Vorstellbar (obgleich nicht wahrscheinlich) wäre, dass eine andere, durch Jahrzehnte bewährte Fürsorgerin im Augenblick, in dem sie sich wirtschaftlich durch ihren Pensionsanspruch unabhängig wüsste, auf Entlassung aus einer angesehenen Stellung bestünde, wie Mia Neter es tat, um von nun ab ihre Kraft uneingeschränkt und unbezahlt für die Durchführung einer Arbeit einzusetzen, die sie seit langem als notwendig erkannt hatte, ohne sie doch bei der bisherigen

Arbeitsüberlastung in Angriff nehmen zu können. Vorstellbar wäre auch, dass diese freiwillig auscheidende Fürsorgerin den Aufbau einer „Hauspflege“ als ihr neues Arbeitsfeld wählte, da sie die Unentbehrlichkeit einer solchen Berufsgruppe in der Familien-, Alters- und Krankenpflege vor Augen hatte und von den Erfolgen verschiedenartig aufgebauten Organisationen des Hauspflegedienstes in anderen Ländern wusste.

Es wäre sogar vorstellbar, dass eine mehr autoritäre Persönlichkeit „Mataw“ rascher vorwärts gestossen, heftiger fordernd die Beteiligung der Ministerien, der Kommunen und Verbände leichter durchgesetzt hätte, deren eigenste Aufgabe durch den Hauspflegerverband wesentlich gefördert wird. Aber ein so autoritäres Verhalten hätte teuer erkauft werden müssen. Denn einer solchen Leitung hätte das Beste in „Mataw“ gefehlt: die Hingabe aller Mitarbeiter an das Werk, das Bewusstsein jedes Einzelnen, in seiner eigensten Art begriffen zu werden, als Persönlichkeit und für das Werk wertvoll zu sein. Eine ganz seltene seelische Ausgeglichenheit in Mia Neter, die sie gerecht wägen lässt, sie zugleich anspruchsvoll aufgeschlossen für andere und sicher macht, in der sie ihr leitendes Amt nur als gesteigerte Verantwortung, nicht als höheres Recht empfindet, prägt sich in dem besonderen Charakter dieser Organisation aus. Es ist ein grosser, stetig wachsender Arbeitskreis — den Vorstand, die administrativen Kräfte und alle Hauspflegerinnen umfassend — in dem jeder bemüht ist, das ihm Aufgetragene und Angemessene bestans zu leisten.

Wenn jetzt, durch die Preisverteilung „Mataw“, bisher nur wenig beachtet, mehr in den Vordergrund tritt, so gilt die öffentliche Anerkennung diesem ganzen Kreise. Dass er sich aber so zusammenschloss, ist der geduldigen, ausdauernden, zielhaften Arbeit von Mia Neter zu danken — wirklich zu danken.

M. P.

Streit um eine Anna-Frank-Gedenkplastik

In Offenbach wurde eine Anna-Frank-Schule errichtet, und die Stadtverwaltung hatte den Beschluss gefasst, in dieser Schule eine Anna-Frank-Plastik aufzustellen. Mehrere Künstler waren um Vorlegung von Entwürfen gebeten worden; die Mitglieder des Magistrats sollten die Entscheidung über den auszuwählenden Entwurf treffen, selbstverständlich ohne dass sie die Namen der Künstler kannten. Die Entscheidung fiel zu Gunsten eines Entwurfs, der einen Baum zeigt, von dem sich Vögel in die Höhe schwingen. Hierfür wurde ein zweiter Preis in Höhe von 20 000 Mark vergeben, da sich die Magistratsmitglieder zu einem ersten Preis nicht entschliessen konnten. Bei der Offenlegung der Namen zeigte es sich, dass der Entwurf von dem Offenbacher Bildhauer Ludwig Plauen stammte, der Stadtverordneter als Mitglied der SPD, der Offenbacher Mehrheitspartei, ist. Demgegenüber wurde noch ein zweiter Preis vergeben, dieser nur in Höhe von 600 Mark, da der Entwurf nicht zur Ausführung bestimmt wurde, der eine weibliche Gestalt, von Gitterstäben eng umschlungen, darstellt. Es wurde offenbar, dass dieser Entwurf von Bernd Rosenheim herührte, einem Offenbacher jüdischer

Abstammung. Er überwies den Preis an die Aktion „Brot für die Welt“.

Die Sache hatte in der lokalen Presse ein heftiges Nachspiel: man warf dem Magistrat parteipolitische Einflüsse vor, behauptete, der Jude gehe leer aus, bemängelte auch die in der gewählten Plastik enthaltene „optimistische“ Lösung des Problems der Darstellung der Judenverfolgung, während andere darin ein Symbol der Sehnsucht nach Freiheit und Überwindung der Verfolgung sehen wollten. Der Schuldezernent der Stadt leugnete jede antisemitische Tendenz der Entscheidung und betonte, sein eigener Vater habe im KZ Dachau gesessen. Die Gedenkplastik werde in einem „Schulhof“ stehen, wo trohes Treiben herrschen solle. Dennoch ist die Erbitterung in weiten Kreisen Offenbachs geblieben. Die Stadtverwaltung plant nun, in der Anna-Frank-Schule ein kleines Gedächtnis-Archiv einzurichten. Man befürchtet auch, dass der Vorfall in Holland einen peinlichen Eindruck macht, und dass der Vater Anna Franks, der die Einwilligung zur Namensgebung der Schule erteilt hatte, zur am 27. Mai stattfindenden Eröffnungsfeier nicht erscheinen könnte.

Polnische Impressionen / Bericht über eine Reise*

Die Pietät gegenüber der eigenen Geschichte ist am eindrucksvollsten in Warschau, das fast zur Gänze (85%) während des Aufstandes 1944 zerstört wurde. Die historischen Gebäude in der Altstadt sind so restauriert, dass nirgends der Eindruck billiger Unechtheit entsteht. Das Lazienki-Palais, das Schloss Wilanow und ihre Parks sind herzerfreudig gut gehalten. Wo nicht mehr aufgebaut wurde, nutzte man die Trümmer: ein Stück Säulengang des Sächsischen Palais dient, wirkungsvoll angestrahlt, als Grabmal des unbekanntem Soldaten. Die Paläste des Adels, die den Königsschlössern an Pracht kaum nachstehen, sind teils Museen, teils Klubs. In Jablonne, nördlich von Warschau, waren wir Gäste in einem Pomiatowski-Palais, über das die Akademie der Wissenschaften verfügt. Man hat es stülpgerecht eingerichtete; der Park ist beneidenswert schön. In Krakau, das nicht sehr zerstört, aber völlig ausgeraubt war, ist das historische Stadtbild völlig wiederhergestellt; Schloss, Markt, Marienkirche und Tuchhalle geben der Stadt ihr unverlierbares Gesicht. Man sitzt vor der Tuchhalle in der Sonne an den Cafésischen wie in Italien. In dem erschreckend verwüsteten Breslau sind die Kirchen und die Universität wieder aufgebaut; das bezaubernde Spätbarock der Aula Leopoldina zeigt keine Spuren der Zerstörung mehr. Der Zufall der Vernichtung waltet blind: in Posen entgingen die protzigen wilhelminischen Frankbauten der Zerstörung; dafür wurde die so typisch östliche Kathedrale durch eingelagerte deutsche Munition völlig zerstört.

Selbst die kleinsten Städte haben ihr Lokalmuseum, das mit viel Liebe und noch mehr Stolz gepflegt wird. In Ratibor sieht man die härtigen Vorkämpfer der polnischen nationalen Bewegung, die unter Opfern ihre Muttersprache lebendig erhalten haben; man sieht ihren „Dziennik Raciborski“, der illegal gedruckt werden musste; aber von den Leistungen der preussischen Aufarbeitung in Jahrhunderten bekommt man nichts zu sehen; auch die Habsburger werden nicht erwähnt.

MODERNER WIEDERAUFBAU

Was nicht historischen Wert besitzt, wird modern wieder aufgebaut, wobei sehr Unterschiedliches herauskommt. Die Warschauer Innenstadt sieht auf weite Strecken der Ostberliner Karl-Marx-Allee zum Verwechseln ähnlich, und das fragwürdige Geschenk Stalins an Polen; der Wolkenkratzerpalast der Kultur, beherrscht fremd und unerbittlich wie eine Zwingburg die Stadt. Manhattan kann nicht imitiert oder gar übertrumpft werden; eine Stadt so voller Geschichte wie Warschau bedarf dessen nicht. Die überdimensionalen Ausmasse des Kulturpalastes täuschen nicht darüber hinweg, dass die eigene Kraft nicht immer ausreicht. Risse und Schäden, wohin man blickt; von vielen Aufzügen funktioniert nur ein einziger. Unmittelbar am Fusse des Giganten in der grössten Strasse der Stadt, der Marsalkowska, bretelt sich ein Gewimmel von bescheidenen Behelfsläden aus, in denen Textil und häuslicher Bedarf angeboten wird. Das ist durchaus nicht Fifth Avenue, sondern Brooklyn.

* Siehe den ersten Aufsatz im MB Nr. 16 vom 22.IV.1966.

Auf dem Gelände des Warschauer Ghetto sind moderne Hochhäuser erstanden. Was hier historisch geworden ist, lässt sich nicht in Stein konservieren. Ein weithin sichtbares Denkmal zeugt von dem heroischen Kampf der dem Tode Verfallenen.

Die nach der stalinistischen Epoche errichteten modernen Geschäfts- und Wohnbauten sind erfreulich anzusehen, einfach, zweckmässig und farbenfroh. In Nova Huta, der gewaltigen, aus dem Boden gestampften Industrieliedung bei Krakau, kann man das Alter der Bauten an den Fassaden ablesen: vor 1956 versuchte man, mit sinnlosen Säulen und Balkonchen die Illusion der Bürgerlichkeit herbeizuzaubern; seither baut man nüchtern, amerikanisch und sachlich. In Kattowitz, der unbestrittenen Königin des Reviers, wird mit imponierendem Schwung geplant und gebaut; die Hochhäuser reihen sich in endlosen Gruppen hintereinander; eine Frachtschnellstrasse, nachts taghell beleuchtet, geleitet in die Stadt; in dem neuen Hotel, einem eleganten Hochhaus, promenierte das prosperierende Management. Von Warschau will man hier nicht viel wissen, weil das Geld hier verdient, aber dort ausgegeben wird; Gleiwitz und die Kette der Trabantenstädte gelten als zurückgebliebene Vororte, und das benachbarte Sosnowice ist suspekt, weil es vor 1918 jenseits der Grenze lag und ausserdem dort „richtige Kommunisten“ leben. Die ineinander verflochtenen Städte des Industrie Reviers sind im Stadtkern ebenso trostlos hässlich wie im Ruhrgebiet oder in Belgien. Aber man ist in rührender Weise bemüht, durch Grünflächen, Rand- und Eckenbepflanzung sowie grosse Parks die Hässlichkeit zu lindern. Überall, auch in den deprimierendsten Winkeln, leuchten Farbputze; die Stadtgärtner leisten hervorragende Arbeit. Die konservative Verbundenheit dieses Volkes mit der Erde und mit allem, was in ihr wächst, spricht unmittelbar an. Man verstädert nicht leichten Herzens. Unmittelbar neben den Riesenwerken von Nova Huta stehen noch strohbedeckte uralte Bauernkaten; abends trifft man dort auf das typische Bild der einsamen Kuh, die vom Grossvater oder vom Enkel am Strick heimgeleitet wird.

Die Industrialisierung des Landes geht in grossen Schritten vorwärts. Um die neuen Industriezentren scharen sich die modernen Siedlungshochhäuser; die Provinzstädte verharren im 19. Jahrhundert und tragen das unverkennbare Gesicht ihrer politischen Geschichte. Auf der Hauptstrasse von Lodz, der Piotrkowska, stehen immer noch einstöckige niedrige Wohnhäuser von unverkennbar russischem Charakter; die neueren Wohnviertel von Posen mit ihren Jugendstilfassaden sind spät-wilhelminisch; Thorn und Bromberg mit ihren vielen Kasernen aus roten und gelben Ziegeln sind preussisch geblieben. Die deutsch-russische Grenze aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeichnet sich im Bild der Städte ab, wenn man über Kempen und Ostrowo nach Kalisz fährt. In Bromberg wirkt das „erste Hotel am Platz“ unwiderlich preussisch. So wird es auch jetzt noch gehalten: ungeheuer solide, ungeheuer ungraziös, weitläufig und mit einem riesigen gusselernen Treppenhaus; peinlich sauber und restlos instand; kein Riss, keine zerbrochene Scheibe; alle Glühbirnen brennen. Die Teller kommen warm auf den Tisch; die Obern arbeiten

schnell und zuverlässig; die Speisekarte hält, was sie verspricht. Man wäre keineswegs erstaunt, wenn sich ein preussischer Oberst am Nachbartisch niederlassen würde.

DAS BILD SCHLESIENS

In Schlesien ist das ganz anders. Hier hat die Bevölkerung in vollem Umfang gewechselt, und mit ihr der Lebensstil. Die Vertreibung und die Neubesiedlung haben hier Wunden aufgerissen, die wohl erst in Generationen vermalen werden. Die aus ihrer Heimat vertriebenen Siedler aus Ostpolen, des politischen Schicksals der neuen Grenze ungewiss, haben zunächst meist nicht bleiben wollen; sie nahmen an sich, was man tragen konnte, und wanderten nach Zentralpolen weiter. Erst nach Jahren gelang es, die Neusiedler im Westen zu halten. Die meisten kamen aus sehr primitiven Verhältnissen; der Übergang von der Lehmhütte zum Steinhaus ist schwer; sanitäre Selbstverständlichkeiten müssen erlernt werden. Was in Posen seit Generationen vertraut ist, bleibt in Schlesien bis heute eine ungewohnte und oft unliebsame Bürde. Ein Blick aus dem Hotelfenster in die Wohnungen gegenüber war deprimierend: keine Gardinen, kümmerliches Mobiliar; man liegt in Kleidern und Stiefeln auf dem Bett; der Tisch ist voller Schnapsflaschen. Viele Häuser verfallen; erst in der allerletzten Zeit wird mit der Renovierung begonnen. Während an manchen der nach 1945 mit schlechtem Material errichteten Häuser der Putz bereits abblättert, leuchtet er an den älteren Häusern frisch und kaum beschädigt; das Wiedersehen mit der fremd gewordenen Stadt, aus der alle bekannten menschlichen Gesichter verschwunden sind, wird durch die Standhaftigkeit des toten Materials besonders schmerzlich.

Erstaunlich ist die Konstanz der Läden. Wo früher ein Fleischer war, arbeitet auch heute mit Sicherheit ein Fleischer. Man weiss nicht, ob es die technische Einrichtung oder die Gewohnheit mit sich brachte; Menschen werden vertrieben und ungebracht, aber die äussere Lebensordnung bleibt. Dort aber, wo die Gewohnheiten wechseln, zerbricht auch der äussere Lebensrahmen. Die anheimelnde dunkle Holztafelung der Nischen in einer Bierstube, das Wahrzeichen germanischer Trinkfreudigkeit, wird als zu finster empfunden und herausgerissen; die kahle, grell beleuchtete Wand wird als Fortschritt empfunden: „jetzt ist es sauber“. Die Vorstellungen von sauber und unsauber, gemütlich und ungemütlich, schön und hässlich sind andere; über so tief im kollektiven Unbewussten einer Generationenkette verankerte Dinge kann man nicht diskutieren.

Der fast totale Bevölkerungswechsel in Schlesien hat das Gesicht der Städte und Dörfer, anders in den alten westlichen Landesteilen, so stark ungeprägt, dass oft jedes Erinnerungsvermögen versagt. Wenn, wie in Breslau, eine ebenso totale Zerstörung hinzukommt, die nicht durch einen totalen Wiederaufbau — wie in Warschau — wettgemacht wird, ergibt sich ein deprimierendes Bild. Auch hier baut man auf, aber unendlich viel langsamer als in der Hauptstadt. Was historisch ist, steht wieder; die Kirchen sind ausnahmslos gut und mit Stiefgefühl renoviert; das Rathaus, das nur geringfügig beschädigt war, ist vorbildlich instand; alles andere muss warten. Weite Strecken, die zunächst wie

Grünflächen aussehen, erweisen sich bei näherem Zusehen als Trümmertümpfen. Die jahrhundertalten Häuser mit den Laubengängen am Markt in Hirschberg sind drei Jahrzehnte lang baulich nicht betreut worden und deshalb in sich zusammengefallen. Jetzt baut man sie wieder auf; wenn man den Mauern zusieht, die biertrinkend in den Fenstern liegen, weiss man, wie lange es noch dauern wird. Nachts erwärmen sich die Wächter am Feuer der geborstenen Balken — ein Bild wie aus dem Jahre 1945. In dem sehr zerstörten Glatz sieht es ebenso aus; nur das schöne Barock der Pfarrkirche ist wiederhergestellt. In den bekannten Sommerorten im Riesengebirge, die kaum zerstört sind, sieht es aus, als ob man 1939 schrieb — so sehr ist der westliche Gast an Modernisierung gewohnt. Sie erscheint hier entbehrlich. Konkurrenz gibt es nicht; die vorhandenen Unterbringungsmöglichkeiten werden von den Krankenkassen und Betrieben voll ausgenutzt. Die Strassen sehen aus wie ein Freilichtmuseum der Architektur der letzten 80 Jahre. Die in Stein gehauenen deutschen Namen sind nur überflüssig; „Villa Sonnenglück“ ist jetzt Haus „Grünwald“, so genannt nach dem Sieg über die Deutschordestritter im Jahre 1410. Ob der Kumpel aus Myslowitz, der sich hier im Park sonnt, das weiss? Seine Kinder werden es sicher wissen. Die Grünanlagen sind vorbildlich gehalten; auf den Parkwegen nicht das kleinste Stückchen Papier; viele moderne Hochbauten, die aber fast ausnahmslos den Dispositionen der staatlichen Gesundheitsfürsorge vorbehalten sind. Im Gebirge sind die Wanderwege nicht erneuert worden; anders als im südlichen Nachbarland, wo auffallend viel und zünftig gewandert wird, trifft man hier kaum auf Wanderer, selten auf Jäger, bisweilen auf Pilzsammler. Die Neusiedler wissen mit dem fremden Gebirge noch nichts anzufangen; der Wintertourismus konzentriert sich mehr auf die Hohe Tatra mit den idealen Hängen um Zakopane.

WIRTSCHAFTSBEOBSACHTUNGEN

Wir hatten trotz vielen Papierkrams in den Hotels niemals das Gefühl, in einem Polizeistaat zu sein. Man sprach sich mit der grössten Offenheit über alles aus. Niemand wandte den Kopf zurück über die Schulter, um unliebsame Lauscher festzustellen. Diese typisch stalinistische Kopfbewegung bemerkten wir nur im südlichen Nachbarland, wo man sogar in der Hotelhalle die Vorhänge zurückzog, um das Vorfeld „draussen“ zu rekonozieren, und dann schliesslich bat, die Unterhaltung im Zimmer fortsetzen zu dürfen, obwohl die Hotelhalle leer war. Wer unzufrieden ist, sagt es laut; man hat keine Angst, aber weiss auch, dass es nichts nützt. Man klagt über zu geringen Verdienst, aber vergleichsweise ist man noch gut dran. Die Geschäftsführerin eines Restaurants berichtet von einem Monatsgehalt von 2300 Zloty (1 IL = 3 Zloty); hiervon werden ihr 100 Zl. für Essen abgezogen. Ihr Mann arbeitet als Musiker und verdient etwa gleich viel. Sie haben einen 10jährigen Jungen, zahlen kaum 10% eines Monatsgehalts für eine Zweizimmerwohnung, die sie auf eigene Kosten renovieren und würden gut auskommen, wenn nicht ihr Ehrgeiz nach einem Auto stünde, für das sie zehn und mehr Monatsge-

(Schluss S. 6)

Polnische Impressionen

(Schluss von S. 5)

hälter ausgeben müssten, wenn sie es überhaupt nach langer Wartezeit erhalten.

Die innere Kaufkraft des Złoty ist kaum zu schätzen. Der amtliche Wechselkurs für den Ausländer ist 1 Dollar = 24 Zł. Er wird allseits mit entzückender Offenheit als unvoreilhaft bezeichnet; ein Bankbeamter riet uns ab, mehr als unbedingt notwendig zu diesem Kurs zu wechseln. Der amtliche Kurs für den Inländer, der die von Verwandten im Westen geschenkte harte Währung umwechselt, ist um das Dreifache besser. Der schwarze Kurs, zu dem in jeder Menge Banknoten harter Währung angekauft werden, bewegt sich je nach der Grösse der Note um das Vier- bis Fünffache. Angesichts der diripierten Preise ist die Frage nach der Kaufkraft missig. In Warschau zahlten wir für ein Doppelzimmer 300 Zł., in den anderen Grossstädten 240–260 Zł., in den kleineren Orten 140–160 Zł. Das im Hotel oder Restaurant eingenommene Essen ist oft erheblich teurer als die gleiche Qualität im Westen. Zum Servierzuschlag von 10% kommt der Musikzuschlag von 20%, dem man abends in den grösseren Hotels nicht enttrinnen kann.

Die Mieten werden auch in den neuen Siedlungshäusern weit unter den Gestehtungskosten gehalten und machen in der Regel nur 10–12% eines normalen Monatsgehalts aus; eine moderne Einzelzimmerwohnung in Kattowitz mit Bad und Küche, etwa 25 Quadratmeter gross, kostet 154 Zł.; der Bewohner, ein Jungeselle, verdient als Techniker 2000 Zł. monatlich. Kleidung hängen ist teuer. Unansehnliche Herrenschuhe kosten zwischen 300 und 400 Zł. Der für seine Eleganz einst weltberühmte polnische Schuh ist schwer zu finden. Massschuhe kosten an 1000 Zł.; ein gutes Oberhemd etwa 500 Zł.; ein innen mit undefinierbarem Pelz gefütterter Herrenmantel aus billigem Regenmantelstoff ist mit 6880 Zł. ausgezeichnet. Der Preis eines Radioapparates inländischer Herkunft liegt zwischen 10.000 und 15.000 Zł.

Die Sehnsucht, einmal herauszukommen ist gross. Viele würden auch, wenn es möglich wäre, ihr Glück im Westen versuchen. Wir hatten nicht den Eindruck, dass dies auf politischer Unzufriedenheit beruht. Keiner unserer Gesprächspartner hat sich über Unfreiheit beklagt; aber fast alle waren der Ansicht, dass sie zu wenig verdienen. Das Gefälle des Lebensstandards zwischen West und Ost wirkt verlockend. Auch im Verhältnis der Oststaaten zueinander herrscht dies Gefälle; der Arzt in der Slowakei preist seinen Kollegen in Polen glücklich, dieser wiederum seinen Kollegen in Ostdeutschland, und so geht das, wie wir wissen, bis USA weiter. Je nach der wirtschaftlichen Ausgangsposition und dem Grad der Unabhängigkeit des Wirtschaftssystems vom politischen Dogma prägen sich die Unterschiede des Lebensstandards in den Oststaaten zunehmend schärfer aus. Hierbei spielen die Vergleichsmöglichkeiten innerhalb einer Generation eine Rolle; in Kattowitz war man eben Besseres gewohnt als in Ostgalizien.

Jeder kann so viel arbeiten, wie er will und kann. Viele füllen zwei Arbeitsplätze aus; in der Regel arbeiten beide Eheleute. Einschränkungsvorschriften, wie im städtischen Nachbarland, fehlen hier. Ein als Syndikus in einem Industriebetrieb arbeitender Jurist in der Slowakei (Arbeitszeit: 6 bis 14 Uhr)

darf keinen zweiten Arbeitsplatz übernehmen; nach Arbeitsschluss geht er jagen oder fischen, aber er meint mit Recht, man könne doch nicht nur von Forellen leben. Sein Kollege in Polen kann es sich leisten, Sonntagsjäger zu sein.

Die Anwaltskollektive sind ein niederdrückender Anblick; ein in diesem Gesellschaftssystem überflüssig gewordener Stand stirbt einen langsamen Tod. In einer Mittelstadt hat man diesem Kollektiv in den ältesten Häusern Raum geschaffen; in jedem Zimmer ein wohlfeud leerer Schreibtisch, ein paar alte Stühle, ein Regal mit wenigen Akten; in einem der Zimmer nimmt der Bretterverschlag mit dem Kohlenvorrat die Hälfte des Raumes ein; nebenan hängt die Wäsche zum Trocknen im Flur. Jedem Anwalt gehört eine Schreibmaschine, auf der er eigenhändig tippen muss; Hilfskräfte sind ihm versagt. Die Hälfte des Honorars geht an das Kollektiv. Hier wird der Fremde noch französisch angesprochen; es klingt wie aus einem Grab. Niemand verliert die Haltung, nicht äusserlich und nicht innerlich; es greift einem ans Herz. Auch die Klienten sind trotz der desolaten Umstände respektvoll, fast untertänig. Schliesslich wollen sie ja, dass man ihnen hilft.

Ärzte, die privat praktizieren können, verdienen dem Benehmen nach gut; für eine private Konsultation muss man etwa 100 Zł. zahlen. Sehr viele Patienten nehmen diese Bürde gern auf sich, um der Kassenarztoutine zu entgehen. Der politisch akzeptierte Publizist wird offenbar ungewöhnlich gut bezahlt; er genießt viele Vergünstigungen und darf ins Ausland reisen.

Die Frauen arbeiten meist mit, schon um sich nett anziehen zu können. Der sprichwörtliche Chic der Polin lässt sich durch kein Régime unterdrücken. Die Natur hat ihr viele figürliche Reize verliehen; sie weiss auch, sie zu inszenieren. Sie unterscheidet sich trotz des gemeinsamen bäuerlichen Ursprungs von der unter jedem Blickwinkel drallen Böhmin oder Slowakin durch erfreulich wohlgestaltete Beine; die hausgeschneiderten Kostüme haben Schmiss und Schwung; in der Wahl der Farben, auch auf den Wangen, ist sie beneidenswert sicher.

In Oberschlesien tragen die älteren Frauen die gewohnte lange, schwarze Jacke mit Keulenärmeln. Hüte tragen nur die jüngeren Frauen; das bunte Kopftuch beherrscht das Strassenbild. In den kleineren Städten und auf dem Lande trägt man viel hochschäftige Stiefel; alles Schuhwerk ist auf Hochglanz poliert. Echter Schmuck ist kaum sichtbar; in den staatlichen Antiquitätenläden sieht man traurige Reste des alten Glanzes.

Ausländische Waren findet man entweder in den staatlichen Läden für gebrauchte Sachen, „Komis“ genannt, wohin z.B. die abgelegten Pelzmäntel wandern, die von der Verwandtschaft in Chicago oder Buenos Aires als unerwünschtes Geschenk ins Land gekommen sind, oder in den „P.K.O.“-Läden, in denen das geschenkte Geld harter Währung in Cognac, Whisky, Lucky Strike oder westlichem Parfüm angelegt werden kann. Diese Läden trafen wir immer gedrängt voll an.

Ausländische Züge im Strassenbild sind selten. Russische Uniformen haben wir fast nur in Schweidnitz und Liegnitz — dort allerdings konzentriert — gesehen. Afrikanische Gesichter sind uns nur in Warschau begegnet. Der Internationale Gewerkschaftskongress trug dazu bei; die tiefschwarzen Köpfe

mit der dicken Havannazigarre im Mund — Castro liefert schlechte Bananen, teuren Zucker und verführerisch billige Zigarren — unterbrachen die deprimierende Langeweile der Hotelhalle.

JUDEN

Das jüdische orthodoxe Element in seiner traditionellen Kleidung ist vom Strassenbild verschwunden. Im Jiddischen Theater muss sich das Publikum durch Simultanübersetzung am Kopfhörer auf dem Laufenden halten. Auf dem Jüdischen Friedhof in Breslau zeugen frische Grabsteine mit polnischen Namen in hebräischen Lettern davon, dass dort wieder Juden leben. Sie wirken in dem riesigen, bis 1945 nur zum kleinen Teil benutzten Areal wie verloren; die in eine als sicher gewährte Zukunft projektierte Vorsorge war nutzlos. Die alten Grabsteine sind ausnahmslos beraubt; keine einzige Bronzeplatte entging den antilichen oder nicht-antilichen Metallsammlern. Dies Schicksal teilen sie mit manchen christlichen Grabsteinen, die deutsche Namen trugen. Jüdische Friedhöfe mit deutschen Namen aus der Zeit vor 1910 sind, zumindest im Posener Land, nicht mehr vorhanden.

Wir haben uns Auschwitz nicht geschenkt. Aber wir würden niemandem raten, es zu besuchen. Wir waren betroffen, als wir auf den hinweisenden Schildern das ganz und gar unpassende Wort „Museum“ lasen; wir waren mehr als verwundert, dass auf dem Parkplatz vor dem Eingang Bier-, Eis- und Wurstbuden standen; und wir waren überrascht, dass dem Besucher der Eindruck vermittelt wird, als ob sich hier vor allem das Martyrium des polnischen Volkes vollzogen hätte. Die Photographien zeigen ausschliesslich polnische Opfer; dem Besucher wird nicht zu Bewusstsein gebracht, dass hier der grössere Teil des europäischen Judentums vernichtet worden ist. Eine verwitterte Holztafel verspricht in Jiddisch, dass ein Museum der jüdischen Opfer erstehen wird; ihr Alter lässt nicht darauf schliessen, dass dieses Versprechen wirklich eingehalten werden wird. Die Beschriftung der Tafeln ist ausschliesslich polnisch; ihr Inhalt ist politisch gefärbt. Nur Gruppen werden geführt; der private Besucher ist ganz sich selbst überlassen.

Das Barackenlager Birkenau ist abgerissen worden. Das gleiche hätte dem Stammlager widerfahren

Aus Literatur und Kunst

Norman Mailers Roman „Ein amerikanischer Traum“ („Ein Alptraum“) wird von dem amerikanischen Fernsehregisseur Robert Gist mit Jane Leigh und Stuart Whitman in den Hauptrollen verfilmt.

In einem Konzert des Ensembles „die reihe“ wurde ein Frag-

sollen, dessen Ziegelbauten von dem, was hier geschah, so gut wie nichts mehr vermitteln können. Steine vermögen hier nur wenig auszusagen; auch nicht die hinter Glas konservierten riesigen Haufen von armseligen Schuhen und Brillen. Einzig und allein ein Kinderkleidchen mit dem von Kinderhand ausgeschnittenen und mit Buntstift bemalten Davidstern, dem ahnungslos selbst gefertigten Todesurteil, wird nicht aus dem Gedächtnis weichen. Wenn man den Bericht über den Frankfurter Auschwitzprozess zur Pflichtlektüre machen könnte, wäre ungleich mehr erreicht als mit der Erhaltung von Mauern und Stacheldraht, die ja leider überall ein ewiges Leben zu haben scheinen.

Der Ort Auschwitz lebt von einem grossen chemischen Werk; Kinder spielen vor den modernen Siedlungshäusern; „Geburtsort Auschwitz“ ist eine makabre Vorstellung.

Mehr als 20 Jahre sind verstrichen, seit die Feuer in Auschwitz erloschen, Warschau bis auf die Grundmauern verwüstet wurde, der Treck der Millionen von Ost nach West begann. Noch ist von alledem nichts vergessen. Der Besucher spürt es bei jedem Schritt. Wenn man davon spricht, werden die Gesichter hart. „Die Mörder kamen vom Westen.“ Aber das Gesicht Polens war und ist dem Westen zugewandt; ihm ist es durch die Glaubensburg der katholischen Kirche unzertrennlich verbunden.

Der Abschied führt uns über die endlosen, schnurgeraden Aaleen des Posener Landes; die Luft und die Konturen sind klar; das Laub leuchtet in der Herbstsonne; auf den Feldern brennen die Kartoffelfeuer; in langen Reihen arbeiten die Frauen auf den Feldern. In den Ortschaften legen sie mit dem Besen für den Sonntag das Pflaster; die grossen Küchenbleche werden vom Bäcker heimgetragen; die Kühe trotzen zurück in den Stall. Es scheint alles so friedlich.

Am Grenzposten in Frankfurt/Oder ein Auto mit Leuten aus dem ostdeutschen Guben, die früher im Ortsteil rechts der Neisse wohnten; sie können ihr Haus mit blossen Augen sehen, aber die Brücke ist gesperrt. 100 Kilometer Umweg sind sie gefahren, um das wiederzusehen, was seit 20 Jahren zum Greifen nahe am anderen Ufer liegt. „Es ist aus“, sagen sie, „es ist nicht mehr zu erkennen, und wir wollen es nie mehr wieder sehen.“

Es wird Zeit vergehen, bis man für den Frieden nicht mehr zu fürchten braucht.

ment von Arnold Schoenberg aus dem Jahre 1905 uraufgeführt. Wie das Streichsextett „Verklärte Nacht“ ist es ein Stück programmatischer Kammermusik und wie jenes durch ein Gedicht Richard Dehmels angeregt („Still hängt das Laub am feuchten Strauch“).

GEDENKBUCH EHEMALIGER BRAUNSCHWEIGER JUDEN

Die Stadt Braunschweig hatte beschlossen, ein Gedenkbuch ihrer ehemaligen jüdischen Mitbürger herauszugeben und das Schicksal der am 16. Juli 1933 noch in Braunschweig lebenden 692 Juden festzustellen. Sie wandte sich an die in der ganzen Welt verstreuten Braunschweiger Juden, und es ist ihr gelungen, auf Grund ihrer Aktion fast 1000 Briefe aus 27 Ländern zu

erhalten, in denen das Schicksal der ehemaligen Braunschweiger Juden geschildert wird. Oberstadtdirektor Weber, der diese Arbeit durchführt, hat den Kontakt mit vielen ehemaligen jüdischen Einwohnern Braunschweigs wieder aufgenommen, und es ist beabsichtigt, ihn auch dann aufrecht zu erhalten, wenn das Gedenkbuch im Herbst 1966 erschienen sein wird.

Das Leben Edith Steins / Kindheit und Jugend

Die These Hans Trainers in seinem Aufsatz „Ein Leben der Täuschung“ (MB Nr. 13/14 vom 1.4.1966): „Der Lebensweg begabter Menschen offenbart nicht selten mehr über den Geist einer Epoche als so manche langatmigen Geschichtswerke“ erfährt durch die Selbstbiographie: Edith Stein: „Aus dem Leben einer jüdischen Familie. Kindheit und Jugend.“ (Werke Bd. VII, Verlag Herder, Freiburg, 1965) eine neue Bestätigung. Wer im ersten Drittel dieses Jahrhunderts Breslau und seine Juden, die Breslauer Universität und ihre Professoren, das Johannes-Gymnasium und seine Lehrer erlebt hat, der findet in diesem Buche eine Fülle von Erinnerungen, glänzend gezeichnete Porträts und treffender Beobachtungen.

Die beherrschende Gestalt in Edith Steins Leben ist die Mutter, Frau Auguste Stein, geborene Courant, die nach dem frühen Tode ihres Mannes das Holzgeschäft leitete, wirtschaftlich hochbrachte und ihre sieben Kinder erzog. Sie war eine matriarchalische Figur, streng religiös — ein grossartiger Charakter. Die Tragödie ihres Lebens war der Kampf um die Seele ihres jüngsten Kindes, das zu ihrem Entsetzen zum Christentum übertrat.

Doch hiervon ist in diesem ersten Halbband der Lebenserinnerungen noch keine Rede. Wir lernen die Kinderjahre eines frühreifen, hochbegabten Mädchens kennen, das seine Umgebung scharf beobachtet.

So finden wir eine Schilderung der jüdischen Feiertage, beginnend mit dem Seder-Abend. Hier lässt ein Satz aufhorchen: „Die Brüder, die anstelle des verstorbenen Vaters die Gebete zu sprechen hatten, taten es in wenig würdiger Weise. Wenn der Ältere nicht da war und der jüngere die Rolle des Hausherrn übernehmen musste, liess er sogar deutlich merken, dass er sich innerlich über all dies lustig machte.“ (S. 39/40). Dieser Verfall des überlieferten Judentums, bei Aufrechterhaltung der äusseren Formen, ist ein charakteristischer Zug der damaligen Zeit und findet seine Parallele in vielen Familien.

Aber vielleicht ist es für viele Leser interessant, eine Probe aus der Breslauer Universitätszeit (1911 bis 1913) zu lesen: „Dazu kam das, worauf ich am meisten gespannt war: eine vierstündige Einführung in die Psychologie bei William Stern und ein einstündiges Kolleg über Naturphilosophie bei Richard Högnigswald. Beide nahmen mich auch schon im ersten Semester in ihr Seminar auf. Das Psychologie-Kolleg war das erste, das ich überhaupt hörte. Das mochte ein Vorzeichen sein, denn ich habe mich in den vier Semestern, die ich in Breslau studierte, wohl am meisten mit Psychologie beschäftigt. Sterns Vorlesung war sehr einfach und leichtverständlich gehalten, ich sass darin wie in einer angenehmen Unterhaltungsstunde und war etwas enttäuscht. Umso mehr musste man sich bei Högnigswald anstrengen. Sein bohrender Scharfsinn und seine strenge Gedankenführung entzückten mich. Er war ausgesprochener Kritiker und gehört ja heute [1933 geschrieben] zu den wenigen, die dieser Richtung noch treu geblieben sind; man musste sich den Begriffsapparat des Kantianismus zu eigen machen, um ihm folgen zu können. Es hatte für die jüngeren Leute in seinem Seminar etwas Verführerisches, sich mit diesen scharfgeschliffenen Waffen in dialektischen Kämpfen zu üben. Wer etwas herbeitragen wollte, was nicht auf diesem Boden gewachsen

war, wurde von Högnigswald mit seiner überlegenen Dialektik und beiessenden Ironie mundtot gemacht, aber schwerlich innerlich überwunden.“ (S. 121/22). (Hierzu sei auf die Arbeit von Gerd Wolandt „Gegenständlichkeit und Gliederung. Untersuchungen zur Prinzipientheorie Richard Högnigswalds mit besonderer Rücksicht auf das Problem der Monadologie.“ Kölner Universitäts-Verlag, 1964, verwiesen.) „Die Weihnachtsferien (1912) benutzte ich zum Studium der „Logischen Untersuchungen. Da sie damals vergriffen waren, musste ich das Exemplar des Philosophischen Seminars benützen und verbrachte dort meine Tage. Professor Högnigswald kam auch öfters hin und fragte mich schliesslich einmal, was ich denn die ganzen Ferien durch so eifrig studierte. „So, nichts Geringeres als Husserl!“ war seine Antwort auf meine Auskunft. Jetzt ging das Herz auf. „Im Sommer gehe ich nach Göttingen“, erzählte ich freudestrahlend. O, wenn man nur selbst schon so weit wäre, etwas in dieser Richtung arbeiten zu können! Er war etwas verblüfft. In jenem Winter hielt er zum ersten Mal eine Vorlesung über Denkpsychologie; es war der Anfang seiner

Auseinandersetzung mit der Phänomenologie, die später in eine scharfe Gegnerschaft ausartete. Damals war seine Ablehnung noch nicht so entschieden; es war ihm aber doch wohl nicht ganz recht, dass eine Schülerin mit fliegenden Fahnen in jene[s] Lager übergang. Mir war dieser Gedanke gar nicht gekommen. Bei aller Bewunderung für Högnigswalds Scharfsinn kam es mir nicht in den Sinn, dass er es wagen könnte, sich mit Husserl auf eine Linie zu stellen. Denn davon war ich damals schon überzeugt, dass Husserl der Philosoph unserer Zeit sei. Wenn von da ab in Högnigswalds Seminar die Rede auf Phänomenologie kam, wurde ich als Sachverständige aufgerufen.“ (S. 148).

Eine Menge alter Bekannter ziehen an uns vorüber: Hans Biberstein und seine Frau Erna (Ediths Schwester), Paul Berg und Lilli Berg-Platau, Rose und Hede Guttmann, Grete Henschel und ihr späterer Mann Julius Guttmann, Julius Stenzel und seine Frau, geb. Mugdan, Eugen Kühnemann, Alfred Mann, Geheimrat Laudien und viele andere.

Ein ebenso lebendiges Bild wie von der Breslauer Zeit erhalten

wir vom Studium in Göttingen. Husserl, „der Meister“, und seine Frau Malwine. Adolf Reinach, Max Scheler werden uns in meisterhaften Skizzen vorgestellt. Alles, was Edith Stein beschreibt, lebt vor unseren Augen. Wir sitzen mit ihr in der einen Ecke des Sofas, in deren anderer Husserl sitzt.

Auch die Schilderung des Lazarets in Mährisch-Weinkirchen ist ein Meisterstück. Dort verbrachte Edith Stein im Jahre 1915 fünf Monate als freiwillige Krankenpflegerin.

Über Edith Steins wissenschaftliche Leistungen, über ihre Bekehrung und über ihr tragisches Schicksal wird zu sprechen sein, wenn der zweite Halbband ihrer Erinnerungen und die Ausgabe ihrer Werke erschienen sein werden. Wer sich schon heute kurz orientieren will, sei auf Band drei der Herder-Bücheret: „Edith Stein, eine grosse Frau unseres Jahrhunderts“ hingewiesen.

Leider enthält das vorliegende Buch eine Reihe schlummer Druckfehler, die bei einer künftigen Neuauflage beseitigt werden sollten.

FRANZ MEYER

theater

BATSCHÉVA-TANZGRUPPE

Ein neues Programm, das uns nach relativ kurzer Frist gezeigt wird, beweist, dass die Batscheva-Gruppe kontinuierlich und mit grossem Eifer an ihrer Weiterentwicklung arbeitet.

Besonders erfreulich ist, dass mehrere hiesige Künstler zur schöpferischen Mitarbeit herangezogen werden. Das bezieht sich auf die Komponisten Paul Ben-Chajim und Mordechai Seter, auf den Ausstatter Dany Karavan (der von Martha Graham kürzlich auch in New York beschäftigt wurde) und auf Rina Glück, eine sehr bewährte Tänzerin des Ensembles, die diesmal als Hauptfigur in einem Trio erscheint, das sie unter dem Titel „Frauen im Zeit“ selbst einstudierte.

Die Inspiration dazu empfing sie offenbar von der Bibleerzählung, aus der wir erfahren, dass die Urmutter Sara, ihrer eigenen, langanhaltenden Unfruchtbarkeit wegen, die Magd Hagar dem Abram beigibt, um die Familie fortzusetzen. Wir wissen, dass daraus — bis zum heutigen Tag — schwere Verwicklungen resultierten, die mit der Vertreibung der Hagar und ihres Sohnes Ismael begannen, nachdem Sarah doch im hohen Alter dem Jizchak das Leben gab.

Es hat sich oft gezeigt, dass es in der Kunst — in der Erzählung, im Drama, in der Oper, in der Musik — ganz ausserordentlich schwer ist, Situationen darzustellen und auszudeuten, die in der Bibel ganz knapp in wenigen Sätzen berichtet werden, die uns oft tief bewegen und erschüttern können. Auch Rina Glück kann uns leider nicht einen Moment davon überzeugen, dass das von ihr arrangierte Ballett gerade etwas mit dem Genesis-Bericht zu tun hat, dass eine Identität der Originalpersonen und der drei Tänzer anzunehmen sei, die hier vor uns auftreten. Es wäre daher nur von Vorteil gewesen — und wir erwähnen das, weil es auch für viele andere Fälle gilt —, es bei dem neutralen Titel „Frauen im Zeit“ zu belassen und

die Bibelsätze eben nicht im Programm abzudrucken, die die Choreographin angeregt haben mögen. Der Zuschauer hat dann zu entscheiden, ob ihm die Beziehung der drei Personen zueinander, ihre Zuneigungen, Nöte und Konflikte, völlig deutlich werden, ob es klar wird, dass mit dem Einverständnis der drei Partner sehr enge Bande geknüpft und wieder grausam gelöst werden. Das darzustellen ist hier nur teilweise gelungen. Aber die technische Leistung der drei Tänzer, Rina Glück selbst als Frau, Galia Gat als Magd und Rachamin Ron als Mann, war ausgezeichnet. Interessant die knappe Dekoration Karavans, schwarzer Zeltstoff und Stangen, die — während des Tanzes schnell verschoben — unterschiedliche Raum-Illusionen vermitteln.

In Norman Morrice lernten wir einen neuen Choreographen kennen, der mit „Side Show“ („Gesicht und Maske“) das interessanteste Stück des Abends lieferte. Die Dekoration zeigt drei bunte Zelte einer Ausstellung, die von drei Besuchern geöffnet werden. Aus jedem Zelt tritt ein weibliches Wesen hervor, das die Männer zur Paarung animiert. Die Maske einmal entfernt, paralisieren und vernichten sie die Partner. Es tut nichts, dass die Damen (Rina Schönfeld als reizvolle Gottesanbeterin, Galia Gat als temperament-

volle Gorgo und Linda Hodes als grotesk-primitive lebende Puppe) sehr verschiedenen Sphären zugehören. Dieses Ballett war überaus farbig und lebendig; Mosche Efrati, Ehad Ben David und Mosche Romano waren technisch vorzüglich durchgebildete Partner.

Dagegen enttäuschte das konventionelle Eröffnungsstück des Programms „Die Verlobung“, gleichfalls von Norman Morrice einstudiert. Das recht willkürliche Auf- und Abtreten von vier Paaren und einer, völlig verloren wirkenden Einzeltänzerin vermittelt uns wenig von den gemischten Gefühlen und den Zweifeln, mit denen — laut Programmheft — das „verlobte Paar“ seiner Eheschliessung und Zukunft entgegenseht. Wir glauben auch kaum, dass solche Hemmungen etwa typisch für unsere junge Generation wären. Es blieb nur als positiver Eindruck der ästhetisch-technische Teil der Darbietung, die Fortschritte, die Ruth Lerman, Schimon Braun und ihre Kollegen gemacht haben. Die drei neuen Stücke wurden wieder durch „Diversion of Angels“ ergänzt, von Linda Hodes nach Martha Graham's Choreographie zur Musik von Norman Dello-Joio sehr lebendig und exakt neu einstudiert und vom ganzen Ensemble mit Verve dargeboten.

Batscheva de Rothschild's Truppe, die unter ihrer Ballettmeisterin Ruth Harris sich ständig weiter entwickelt, wird heute auch bereits im Ausland der Kritik standhalten.

MANFRED GEIS

Kommerzialrat Alfred Matejka,

Behördl. Konzess. Gebäudeverwaltung und Realitäten Kanzlei, Verwaltung von Haus- und Grundbesitz in Wien, sowie für den Verkauf von Liegenschaften in ganz Österreich, kommt nach Israel und ist vom 29. April bis zum 2. Mai 1966 im Dan Carmel Hotel, Mt. Carmel, Haifa.

Korrespondenz bitte an P.O.B. 4929 in Haifa oder Tel. Nr. 81718-Haifa (Frau Emmy Steif)

musik

8. IPO-ABONNEMENTSKONZERT

Das vierte Programm des achten Abonnementkonzerts brachte ein sehr reichhaltiges Programm. Diese Saison bringt eine Fülle von Sowjetkünstlern und so hatten wir jetzt Gelegenheit, den, uns schon von der vorigen Saison bekannten Geiger Leonid Kogan in zwei Werken zu hören — Bachs E-Dur-Konzert und das Violinkonzert von Shostakowich. Beide Konzerte wurden von Georg Hurst dirigiert. Nach einer Beethoven-Romanze als Zugabe, hörten wir dann noch im zweiten Teil des Konzertes William Waltons grosses Oratorium „Belshazzars Feast“.

Kogan ist ein sehr guter Geiger, aber sein Spiel kann nicht begeistern. Sein Bach war stilltreu, aber trocken und nicht immer genau in der Intonation. Eine gewisse Flachheit ist bei ihm charakteristisch. Auch entbehrt sein Ton Glanz und Wärme. Solch eine Analyse beschränkt zwar sehr die positiven Eigenschaften, welche für den Künstler sprechen, aber diesen Eindruck zu erwecken, hiesse dem Künstler Unrecht tun. Die oben genannten Punkte sind Vorbehalte bei einem ausgezeichneten Instrumentalisten. Als solcher überzeugte uns Kogan dann wirklich im Shostakowich. Das Shostakowich-Geigenkonzert ist gewiss eines der grossen modernen Konzerte für dieses Instrument. Es ist unkonventionell in der Form, meidet leere technische Virtuosität als künstlerisches Ideal und bringt in ökonomischer Weise reichhaltiges und wahrhaft inspiriertes Material. Beide langsamen Sätze sind ein ausgesprochen unkonventioneller Shostakowich. Ueber beiden liegt eine angenehmertraurige Stimmung. Das Scherzo ist bewegt, aber nicht heiter, keinesfalls humorvoll. Nur der letzte Satz erinnert an einige Scherzi aus den Symphonien.

KAMMERENSEMBLE

Mitglieder das seit kurzem bestehenden Kammerensembles begannen neben Opern und Sinfonie-Tätigkeit, auch eine kammermusikalische Aktivität zu entfalten. So hatten wir Gelegenheit eine Reihenfolge von Kombinationen, meistens unter Mitwirkung von Vokalkräften, hauptsächlich aus dem reichen Barock-Repertoire zu hören. Eine Instrumentalgruppe spielte als erste Nummer stilgetreu und mit schönem Klang eine Reihe von sechs Stücken des berühmten jüdischen Komponisten Salomoni Rossi (1560—1628), Erfinder des Generalbasses, der hauptsächlich am Hofe von Mantua tätig gewesen ist. Ganz nach der Art der Zeit, heissen die Stücke „Sinfonia, Gagliarda e Canzone“ und erinnern stark an die Instrumentalmusik Monteverdis. — Bariton Willy Haparnass, von einem Instrumentalensemble begleitet, sang mit grossem Ausdruck und sehr wohlklingender Stimme Heinrich Schütz' rührende Cantate „Eli mi Absalon“ aus seinen „Symphoniae Sacrae“.

Viel weniger eindrucksvoll war Purcells „Saul und die Hexe von Endor“. Nur Haparnass vermochte es, nicht von Stil und Art abzuweichen. Seine Vokallinie war klar, deutlich, wohlgeformt. Auch Gerald Stern, Tenor, sang einige eindrucksvolle Phrasen, aber die emotionale Tendenz war übertrieben und die Stimme gezwungen. Friedl Teller, Sopran, erfasste dieses Mal ihre Aufgabe überhaupt nicht. Sie sang mit einem Manierismus, übertrieb

Die Aufführung des Konzertes verlangt aussergewöhnliche Ausdauer sowie grosse seelische und physische Kraft. Diese beiden Eigenschaften scheint Kogan voll zu besitzen. Die weitgespannten Melodien des ersten und dritten Satzes, wurden, in wahrer musikalischer Breite gebracht. Die sich immer weiter spinnenden Phrasen erwecken ein Gefühl unendlicher Weiten des russischen Landes, ein Gefühl der Ruhe und Melancholie. All das kam in Kogans Vortrag gut heraus.

Schliesslich zeigte der Künstler in der langen Kadenz und im abschliessenden Satz grösstes technisches Können.

An diesem Abend scheiterte ein neuer Versuch Waltons „Belshazzar“ zur Aufführung zu bringen. Vor drei Jahren dirigierte Walton selbst sein Werk im Rahmen des Israel-Festivals. Damals war der Chor der Aufgabe nicht gewachsen. Diesmal jedoch erweckte sein Auftritt Mitleid. Schon von Anfang an, hatten wir das Gefühl, dass hier ein tonloser Chor singt. Bei diesem fast 200 Mann starken Körper, ist das fast unverständlich. Die scharfen rhythmischen Figuren klangen noch einigermaßen, aber den vielen divisi und polyphonen Gebilden fehlte elementare Klarheit und eine deutliche Stimmführung. Die Intonation war fast durchwegs schlecht. Ein a-cappella-Stück klang geradezu jämmerlich. Tutti-Stellen klangen zusammen mit dem Orchester so durcheinander, dass man manchmal überhaupt nicht wusste, was eigentlich geschieht. Das Orchester spielte nicht schlecht, aber der Chor wurde fast dauernd übertönt.

Joseph Friedland dirigierte zwar mit Begeisterung und Elan, aber er war der Sache nicht gewachsen.

Ben Shahars Bariton-Solo war ausgesprochen eindrucksvoll.

die Dramatisierung und bediente sich vollständig unnötiger Forcierung der Stimme.

Dr. Israel Adier, Direktor des Institutes für jüdische Musik in der Nationalbibliothek in Jerusalem, interessierte sich vor einigen Jahren für eine Sammlung jüdischer liturgischer Musik der sephardischen Gemeinde Amsterdams. Er sammelte das Material, gab es heraus und schrieb Instrumentalbegleitungen zu den Vokalstücken. Wir hörten eine Komposition „Kol Haneschama“ des 1730 geborenen Guiseppe Lidarti — eines Nichtjuden — dessen Musik interessanterweise in das liturgische Repertoire der Gemeinde aufgenommen wurde. Das ziemlich konventionell klingende, ganz im Stil der Zeit und überhaupt nicht jüdisch traditionell konzipierte Stück, wurde erstklassig, mit sehr viel Ausdruck und warmer Stimme von Rachel Nachmias, Mezzosopran, gesungen.

Eine Trio-Sonate, von Telemann wurde von Avner Itai, Blockflöte, Semadar Shazar, Oboe, dem vielseitigen jungen Musiker Daniel Shalit am Flügel und Naomi Lipshitz, Cello, gespielt. Itai spielte die Blockflöten mit wahrer Virtuosität und sein süsser Ton ist besonders zu schätzen. Leider übertönte ihn die Oboistin fast vollständig. Auch war die Aufführung etwas mechanisch. Als letzte Nummer hörten wir Benjamin Britzens originelle Komposition Canticle II, „Abraham and Isaac“ für Tenor, Kinderalt

und Klavier. Den Altpart sang der 10jährige Daniel Siksik, ein kleiner Musiker der schon heute, mit seiner wohlklingenden Stimme, einer überaus genauen Intonation und routinierterem Auftreten unsere Bewunderung erregt. Gerald Stern,

Tenor, passte sich vortrefflich der Kinderstimme an. In diesem Stück, endlich kann sein schöner lyrischer Ton zu voller Geltung. Britten schreibt auch einen inhaltsreichen Klavierpart der in Shalits Wiedergabe gut herauskam.

TEL-AVIV-QUARTETT

Dieses Konzert war ein grosses Ereignis. Das Programm war gewagt, aber solche unkonventionellen Abende sind sehr zu begrüßen. Das Tel-Aviv-Quartett spielte zwei Bartok-Quartette No. 6 und No. 1 und dazwischen Beethovens herrliches E-Moll Op. 95. Mit Recht wählten die logisch denkenden Musiker Bartok und Beethoven, denn Bartok ist in seiner Quartettmusik ein Nachfolger und Fortsetzer Beethovens. Sein Op. 7 No. 6 ist mit seiner verklärt-resignierten Seelenruhe ein erschütterndes menschliches Zeugnis und mit Beethovens letzten Quartetten geistig eng verwandt. Der Vortrag des Ensembles war gemessen und manchmal sogar etwas zurückhaltend (Beethoven erster Satz) aber umso mehr aristokratisch, abgeklärt, sublimiert. Auch strahlte aus ihm eine starke innere Kraft, welche die Aufführungen zu einem Ereignis machte und auch den grössten Skeptiker wohl von der Grösse dieser Musik überzeugt haben muss.

Das Instrumentalniveau war durchweg erstklassig. Die totale Integration, das gegenseitige sensible

UZI WIESEL SPIELT BACH

Uzi Wiesel ist nicht nur ein vollkommener Instrumentalist, sondern auch ein tiefempfindender und tief denkender Künstler. Dank einer für sein Alter geradezu erstaunlichen geistigen Reife, übt er volle Kontrolle über sein Gefühl aus und vermeidet eine übertriebene emotionale Anteilnahme. Dies alles geschieht in einer durch Vortragsart und visuellen Gesichtsausdruck fast plastisch fühlbaren Konzentration. Wiesel betrachtet Bach etwas aus Distanz, als ob er dieser aristokratischen Kunst nicht all zu nahe kommen wolle. Seine Interpretationen sind daher ideal stilltreu, au-

thentisch. Sogar in den nach romantischer Ausdrucksart verlangenden Sarabanden, übertritt Wiesel nie die Grenze ins Subjektive, Persönliche. Die Persönlichkeit Wiesels liegt nicht in der Phrase, sondern im Vortragsstil, als ein, die diversen Arten der Suitenteile umfassender und vereinheitlichender Stoff. In diesem Vortragsstil zeigt der junge Künstler heute schon eine überaus seriöse Überzeugende, reiche Persönlichkeit.

Wiesel spielte drei Suiten: D-Moll, C-Dur, C-Moll.

Benjamin Bar-Am



Strawinsky: Quatre Etudes pour Orchestre. Suite No. 1 pour Petit Orchestre. Suite No. 2 pour Petit Orchestre. Divertimento — Le Baiser de la Fée. L'Orchestre de la Suisse Romande. Conductor: Ernest Ansermet. LONDON CM 9325.

Strawinskys vier Etüden für Orchester stammen aus dem Jahre 1929, ihr musikalisch inhaltliches Material führt aus einer noch fünfzehn Jahre weiter zurückliegenden Zeit und zwar aus der Komposition „Drei Stücke für Streichquartett“ (1914) und einer „Etude pour piano“ (1917). Dieses letzte Stück wurde bei einem Besuch Strawinskys in Madrid geschrieben und gibt in einzigartiger Weise den Klang von „Musikautomaten“ und das Geräusch eines Tanzorchesters wieder. Strawinskys unnachahmliche Fähigkeit solch Geräusche durch ein Sinfonieorchester reproduzieren zu lassen, zeigt sich besonders in der Darstellung des Jahrmarktsummels in „Petrouchka“ — Auch die beiden Suiten für kleines Orchester entstanden aus früher komponierten Stücken für Klavier.

Das Ballett „Le Baiser de la Fée“, das inhaltlich einem Mär-

chen von Andersen entlehnt, musikalisch eine Huldigung Strawinskys für Tschakowsky darstellt, den er sehr verehrte, hatte keinen Erfolg bei seiner Aufführung. Das aus der Gesamtpartition zusammengestellte Divertimento begeisterte das Konzertpublikum.

Wenn uns die von Strawinsky in seinen letzten Schaffensjahren beschrittenen Wege manchmal dunkel erscheinen, überzeugen uns die auf dieser Platte von Ernest Ansermet



mit dem Orchestre de la Suisse Romande vorbildlich eingespielten Kompositionen von dem Ideenreichtum und der Ausdruckskraft des Komponisten.

BLICK in die WELT

DEUTSCHE UNGEWISSHEITEN

Aus Deutschland gelangen merkwürdige Nachrichten in die Welt. Erst acht Monate sind vergangen, seitdem in Frankfurt a.M. der Auschwitz-Prozess beendet worden ist. Es wurden z.T. schwere Strafen gegen die Verbrecher verhängt. Bereits jetzt aber befinden sich mehrere der wichtigsten Angeklagten in Freiheit. So wurde der Hauptangeklagte, der Adjutant des Lagers Robert Mulka, der 14 Jahre Zuchthaus erhalten hatte, wegen „angegriffener Gesundheit“ aus der Haft entlassen. Auch Hans Stark, Angehöriger der Politischen Abteilung des Lagers, zu 10 Jahren Jugendstrafe verurteilt, ist frei, der Vollzug der weiteren Haft wurde gegen bestimmte Auflagen ausgesetzt. Ein anderer Angehöriger der Politischen Abteilung, Perry Broad, zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde in Freiheit gesetzt, weil kein Fluchtverdacht vorliege. Mulka war wegen der gemeinschaftlichen Beihilfe zum gemeinschaftlichen Mord an mindestens vier Fällen an mindestens je 750 Personen verurteilt worden, Broad wegen der gleichen Straftat in mindestens 22 Fällen, davon in zwei Fällen an mindestens 1000 Personen, Stark wegen gemeinschaftlichen Mordes in mindestens 44 Fällen, doch war er in Auschwitz noch minderjährig. Formell stützt sich die Haftentlassung darauf, dass die Urteile noch nicht rechtskräftig sind, d.h. dass die Verurteilten sich noch in Untersuchungshaft und nicht in Strafhaft befinden. Bereits im vergangenen September war mit der gleichen Begründung der im April 1965 in Mannheim verurteilte SS-Standartenführer Wilhelm Richardt, der wegen 45 Morden an polnischen Zivilisten lebenslängliches Zuchthaus erhalten hatte, entlassen worden, da er krank und nicht haftfähig sei. Auch der Leiter eines Einsatzkommandos, Otto Bradfisch, zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt, soll seit Oktober in Freiheit sein. Er war wegen Beihilfe zu der Ermordung von 15.000 Juden, wobei er oft eigenhändig geschossen hatte, verurteilt worden.

Alle diese Vorgänge, die es schwerverbrechern der Nazizeit ermöglichen, vorerst in Freiheit ein angenehmes Leben zu führen, tragen einen beunruhigenden Charakter. Die Verfahren gegen Kriegsverbrecher sind bei weitem nicht abgeschlossen. Allein bei der Staatsanwaltschaft in Frankfurt a.M. schweben 25 Verfahren, teilweise gegen mehrere hundert Beschuldigte. Der zweite Auschwitz-Prozess läuft, in drei weiteren Auschwitz-Komplexen wird ermittelt. Andere Untersuchungen beschäftigen sich mit der Tätigkeit von Einsatzkommandos und Polizei-Bataillonen, ferner mit der „Euthanasie“-Aktion sowie mit den Angehörigen des ehemaligen Reichssicherheitshauptamtes. Das Gefühl besteht, dass die erwähnten Freilassungen von Schwerekriegsverbrechern eine Art von „Amnestie durch die Hintertür“ bewirken sollen, nachdem eine gesetzliche Amnestie nicht erreichbar war und ist. Denn unter keinen Umständen würden „gewöhnliche“ Mörder aus der Haft entlassen werden, auch wenn ihre Urteile noch nicht endgültig Rechtskraft erlangt haben; jedenfalls ist in der Deutschen Bundesrepublik ein solcher Fall nicht bekannt geworden, sodass die Freilassung von Nazi-Verbrechern mit Recht ein Gefühl der Rechtsunsicherheit geschaffen hat, das weder für das deut-

sche Volk selbst noch für das Ansehen der deutschen Justiz in der Welt erwünscht sein kann. In irgendwie fataler Weise erinnert es an Entwicklungen in der Justiz der Weimarer Republik, die durch ihre Haltung in gewisser Hinsicht das Heraufkommen des nationalistischen Unrechts-Staates mitvorberetet hat.

Die Dinge gewinnen eine umso aktuellere Bedeutung, als in Deutschland selbst wie im Ausland eine gewisse Beunruhigung über politische Entwicklungen auf der äussersten Rechten entstanden ist. Die Nationaldemokratische Partei Deutschlands, unter deren 18 Exekutiv-Mitgliedern sich 12, z.T. recht prominente ehemalige Nazis befinden, hat bei den kürzlichen Gemeindevahlen ins Auge fallende Erfolge erzielt, vor allem in Bayern, in Schleswig-Holstein, in Oldenburg und sogar in Hamburg. Diese Fortschritte in den kommunalen Körperschaften würden bei weitem noch nicht ausreichen, um der Partei bei jetzt vorgenommenen Wahlen den Zugang zum Bundestag zu ermöglichen, für den ein Minimum von 5% aller abgegebenen Stimmen erforderlich ist, aber die Tatsache ihres Vordringens kann dennoch nicht übersehen werden. Die Mitgliederzahl der Partei wird gegenwärtig auf 17.000 angegeben, während ihre wichtigste Vorgängerin, die im Jahre 1952 verbotene Sozialistische Reichspartei, ca. 10.000 Mitglieder zählte. Die Differenz scheint darin zu liegen, dass sich jüngere Menschen unter 35 Jahren, die also nicht mehr der nationalsozialistischen Periode angehören, der jetzt mit viel grösserer Vorsicht und Geschick geführten Partei angeschlossen haben.

Die Unruhe, die hierüber entstanden ist, muss vor allem aus dem Umstand erklärt werden, dass der Beginn der nationalsozialistischen Bewegung ebenfalls in kleinen Zirkeln zu suchen war, und dass erst unter gewissen Voraussetzungen die Entwicklung zu einer Massenbewegung eintrat. Dabei kann nicht übersehen werden, dass auf dem Gebiete der neo-nazistischen Presse eine Tendenz nach aufwärts zu beobachten ist; ihre Auflagenhöhe ist von 175.000 im Jahre 1964 auf 227.000 im Jahre 1965 gestiegen, wovon allerdings mehr als die Hälfte allein auf die „Deutsche National-Zeitung und Soldatenzeitung“ entfällt. Nach einem deutschen Regierungsbericht geht Hand in Hand mit dieser Entwicklung auch eine gewisse Steigerung der neo-nazistischen Gruppen im allgemeinen, die von einem Tiefpunkt im Jahre 1964 mit 22.500 Mitgliedern auf 28.500 im Jahre 1965 gestiegen sind, wobei ein Prozess der organisatorischen Zentralisierung zu bemerken ist.

Obwohl die Nationaldemokratische Partei Deutschlands in der Judenfrage Diskussionen ausweicht, erklären ihre Vertreter, dass die Zahlen über die Vernichtungslager weit übertrieben seien, und stellen ihnen die „2½ Millionen durch alliierte Terror-Angriffe ermordeten Deutschen“ gegenüber.

Es tut aber doch wohl not, den allgemeinen Hintergrund für diese Entwicklungen zu beobachten, schon um zu erkennen, dass sie in keiner Weise mit denjenigen verglichen werden können, weder in ihren Motiven, noch in ihren Ausschlägen, die in der Zeit der Weimarer

Republik unter dem Einfluss der Bestimmungen des Versailler Vertrages, der politischen Struktur der damaligen Republik, der wirtschaftlichen Entwicklung mit ihrer schliesslich katastrophalen Tendenz und nicht zuletzt der weitgehenden Absentierung Amerikas von der europäischen Bühne vorhanden waren. Es kann auch heute nicht davon die Rede sein, dass in Deutschland der Gedanke sich entwickelt, es vermöchte Europa oder gar die Welt zu beherrschen, besitzt es doch kaum ein Fünftel der Wirtschaftskraft der Vereinigten Staaten und weniger als die Hälfte derjenigen der Sowjet-Union. Man darf auch nicht vergessen, dass das deutsche Volk noch immer lebendige Erinnerungen an die Zeit der Niederlage hat. Und dennoch gibt es Faktoren, die gerade jetzt einen Boden für nationalistische Agitation von der Rechten her abgeben.

Vor allem gilt dies von der Nelgung, die deutsche Alleinschuld für den Krieg nicht zu akzeptieren. Dies zeigt sich in vielen Darstellungen, die in den letzten Jahren hierüber in Deutschland erschienen sind. Dazu kommen die recht enttäuschenden Ergebnisse der deutschen Politik zur europäischen Integration, wie sie von Dr. Adenauer eingeleitet worden war. Die Haltung de Gaulles hat dieser Politik einen schweren Stoss versetzt. Vielmehr zeigt sich nun in den Augen Deutschlands ein Bild Europas unter Vorherrschaft Frankreichs und Russlands, in welchem ein vielleicht wieder vereinigt, aber demilitarisiertes Deutschland eine zweitklassige Rolle spielen würde. Und auch in bezug auf England sind viele Deutsche enttäuscht, nachdem England es war, das sich gegen eine Gleichstellung Deutschlands auf dem Atom-Gebiet wandte, die Amerika wenigstens dem äusseren Anschein nach ins Auge gefasst hatte. Auch der Rückzug von 15.000 amerikanischen Soldaten, insbesondere aus der Bundesrepublik, und zwar ohne vorherige Beratung, hat ungünstig gewirkt. Es ist für die Deutschen nicht leicht, die Erkenntnis zu akzeptieren, dass sie als ein nützlich Element im Kalten Kriege angesehen wurden, aber als weniger nützlich, wenn man sich um einen Abbau dieses Krieges bemüht.

In dieser Situation mag der Erfolg der rechtseradikalen Nationaldemokratischen Partei Deutschlands ein Symptom sein. Aber nicht weniger bedeutsam erscheinen auch die Versuche, zu einem Gespräch

zwischen den beiden Teilen Deutschlands zu gelangen, der von den westdeutschen Sozialdemokraten eingeleitet worden ist. Man empfindet dort wohl, dass man mit den Ostdeutschen in ein solches Gespräch kommen muss, wenn nicht jetzt, dann später. Auch die Tatsache zahlreicher deutscher Handels-Missionen in Osteuropa spricht die gleiche Sprache. Adenauer benutzte die Gelegenheit seines Abtretens von der Führung seiner Partei, um von den friedlichen Absichten der Sowjet-Union zu sprechen, obwohl Bundeskanzler Erhard sich beeilte, diesem Optimismus einen Dämpfer aufzusetzen. Seitens Russlands oder Polens sind bisher jedenfalls keine positiven Reaktionen bekannt geworden. Das Problem bleibt daher, ob England und Frankreich weiterhin darauf bestehen, ihre eigene national-egoistische Politik in Europa unter gleichzeitiger Zurückdrängung Deutschlands zu führen, oder ob man diese isolationistische Tendenz doch wieder zu Gunsten einer stärkeren Zusammenarbeit aufgeben will. Die Zeichen deuten darauf hin, dass de Gaulle entschlossen ist, seinen Weg der nationalen Isolierung fortzusetzen, während die englische Arbeiterregierung sich doch wohl darum bemüht, einen Anschluss an ein mehr geeinigtes Europa zu finden. Es war symptomatisch, dass ausgerechnet der holländische Aussenminister auf dem Höhepunkt der letzten Krise des Gemeinsamen Marktes an England in dieser Hinsicht appellierte und den Wunsch aussprach, es solle mehr Verständnis für die Lage der Deutschen zeigen. Dieses Problem wird bei dem im Mai stattfindenden Besuch von Bundeskanzler Erhard in London eine bedeutsame Rolle spielen, könnte es sich doch zeigen, ob gerade durch die Krise der NATO eine Verstärkung der englisch-deutschen Beziehungen anzubahnen wäre. All dies hat die allergrösste Bedeutung für das Gesamtbild der europäischen Politik, aber auch für den seelischen Zustand, in dem sich das deutsche Volk befindet und der für seine innerpolitische Zukunft von Bedeutung ist. Bei all dem liegt kein Anlass vor, Zeichen der Panik über an sich höchst unerfreuliche und manche allzu grossen Optimisten überraschende Erscheinungen auf der politischen und der gesellschaftlichen Bühne Deutschlands an den Tag zu legen.

Madrich

film „IM NAMEN EINER MUTTER“

(Kino Tcheleth, T.A.)

Justizprobleme sind in der heutigen Filmproduktion keine Seltenheit. Wenn aber ein Film aus der deutschen Bundesrepublik Probleme von Schuld und Sühne aufwirft, so ist das bemerkenswert. Der neue Film „Im Namen einer Mutter“ greift eigentlich das gleiche Problem an, das Friedrich Dürrenmatts Roman „Das Versprechen“ (im Film „Es geschah am helllichten Tage“) behandelte: die Vergehen psychopathischer Sexualverbrecher an Kleinkindern. Während in jenem Film Heinz Kühmann (als Kommissar) und der heute vielgenannte Gert Fröhe (als Verbrecher) erschienen, ist in diesem neuen Film die Schwedin Ulla Jacobsson die Hauptdarstellerin.

Regisseur Erich Engels, der auch am Szenario (nach einem Roman von Teda Bork mitarbeitete), beginnt seinen Stoff in einem leich-

ten, seichten Stil, der an die Fortsetzungsromane der heutigen deutschen Illustrierten erinnert, darzustellen. Mit der Aufrollung und Darstellung des Hauptproblems aber gewinnt dieser Film an Spannung und Gewicht. Der schönen Ulla Jacobsson gelang die Wandlung aus einer leichtsinnigen, schwerelosen jungen Frau in eine glaubwürdige Mutter, die die heutige „humane“ Strafgesetzgebung in Deutschland (die keine Todesstrafe kennt) bitter anklagt und für ihre Tat und ihre Folgen voller Ueberzeugung und Charakterstärke einsteht.

Unter den übrigen Schauspielern sind Claus Hohn und Dietmar Schönherr bemerkenswert, die dem aufwühlenden Stoff zusätzliche Wirksamkeit verleihen.

S. BEN-JAKROW